

MACHIYA VS. MANSHON

NOTIZEN VOM KYŌTOER HÄUSERKAMPF

Christoph Brumann

Abstract: For more than a decade now, lively disputes over architecture and the townscape (known as *keikan ronsō*) have shaken the city of Kyōto. While the controversies over high-rise buildings and the building of a proposed copy of a Parisian bridge were widely reported, the renaissance of the *kyō-machiya* – Kyōto’s traditional town houses – is less spectacular but perhaps more significant on the whole. After a long period of decline, during which *manshon* apartment blocks had replaced many of these houses, renovated *machiya* and modern architecture inspired by them have flourished within the last decade.

Within the preservation movement, divergent attitudes concerning the importance of form (i.e. physical appearance) as opposed to substance (i.e. the associated traditional life-style) can be identified. Such distinctions tend to be overshadowed, however, by the general difficulty of achieving any preservationist action. The domination of the construction industry by large-scale companies and a legal situation that protects the rights of real-estate owners to a high degree are strong obstacles to the protection of traditional architecture. Still, the sheer strength of the *machiya* boom is remarkable. It bespeaks an awakening interest in prewar material culture after a long period of neglect and cannot solely be accounted for as an instance of identity politics of the “invention of tradition” variety.

1. EINLEITUNG: STADTBILDKONFLIKTE IN KYŌTO

Hätte man eine Hauptstadt der japanischen Architektur zu küren, müsste sich Kyōto mit Konkurrenten auseinandersetzen. Kaisersitz über mehr als ein Jahrtausend und im Zweiten Weltkrieg von Bomben fast völlig verschont, hat sich die Stadt zwar ein einmaliges Ensemble von Tempeln, Schreinen, Palästen und Gärten bewahrt, das jährlich 40 Millionen Touristen anzieht. Doch bietet Nara noch ältere Bauten, und die Highlights der Moderne sind in Tōkyō besser vertreten. Beschränkt man sich allerdings auf die öffentliche Architekturdiskussion, ist das Ergebnis eindeutig – diese verläuft nirgendwo so intensiv wie in der alten Hauptstadt.

Dies ist im wesentlichen eine Reaktion auf die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte. Bis in die sechziger Jahre hinein blieb Kyōto eine hölzerne Millionenstadt, deren Häuser größtenteils in traditioneller Bauweise errichtet waren. Doch beschleunigte sich in der Folge die Ausbreitung moderner, mehr oder minder westlich inspirierter Architektur und erreichte

in der Immobilienspekulationsblase der „bubble“-Zeit der frühen 1990er Jahre einen Höhepunkt. Seit Beginn der Wirtschaftskrise befinden sich die Grundstückspreise in Kyōto zwar im stetigen und ungebremsten Fall, der sie vielfach bereits unter das vorherige Niveau gedrückt hat (*Kyōto Shinbun* 26.03.1999; *Kyōto Shinbun* 20.09.2000), aber die Transformation der Stadt setzt sich fort; nicht zuletzt dank staatlicher Konjunkturprogramme für die Bauindustrie. An vielen Stellen sieht Kyōto heute genauso aus wie jede andere japanische Großstadt.

Allgemeine Klagen über diese Entwicklung sind allenthalben zu hören; daß sich das Stadtbild verschlechtert hat, wird kaum jemals bestritten. Meist bleibt diese Einsicht ohne direkte Folgen, aber mitunter haben kontroverse Bauprojekte auch zu intensiven öffentlichen Debatten geführt. Da Kyōtos Stadtbild wesentlich vom Ausblick in die umgebende Hügelkette geprägt ist, hat sich solcher Streit vornehmlich an Gebäudehöhen entzündet. Bereits Mitte der sechziger Jahre wurde der Bau des 131 Meter hohen Kyōto Tower vor dem Bahnhof angefeindet, doch weit heftiger waren um 1990 die Konflikte um das Kyōto Hotel und den neuen Bahnhofskomplex. Für beide Gebäude setzte die Stadtverwaltung bisherige Begrenzungen außer Kraft und ermöglichte so Höhen von 60 Metern. Das postmoderne Bahnhofsgebäude bildet überdies einen halbkilometerbreiten Riegel, der Kyōtos Stiefkind – den Süden – vom Glanz des Zentrums und der Tempel des Nordens abschneidet, und das Kyōto Hotel besetzt direkt neben dem Rathaus einen prominenten Platz im Herzen des alten Stadtgebiets. Doch blieben die Proteste von Gewerkschaften, der in Kyōto (*Yomiuri Shinbun* Kyōto Sōkyoku 1994: 195–235) traditionell starken Kommunisten (*Nihon Kyōsantō*) und auch der *Bukkyōkai*, einer vor allem gegen das Kyōto Hotel engagierten Interessenvertretung fast aller touristisch wichtigen Tempel, letztendlich fruchtlos (Iida und Nanbu 1992; Noda 1998; Peternolli 1996; Takamichi 1993; Ueda 1991; Watanabe 1994). Einen deutlichen Erfolg für die Protestbewegung brachte erst der Streit um den Pont des Arts, d.h. den von Bürgermeister Masumoto Yorikane 1996 verkündeten, ihm zufolge von Staatspräsident Chirac angeregten Plan, die Pariser Fußgängerbrücke vor dem Louvre über dem Kamogawa in Kyōto nachzubauen. Neben den großen Organisationen engagierten sich diesmal auch gewöhnliche Bürger und Graswurzelinitiativen in großer Zahl, und dies brachte den Plan zur allgemeinen Überraschung 1998 schließlich zu Fall (Kimura 1999). Nach der erfolgten Wiederwahl des Bürgermeisters wird nun zwar wieder eine Fußgängerbrücke diskutiert, doch eine „französische“ soll es nun nicht mehr werden (Chronologien der Auseinandersetzung liefern *Goyō* 2001 und *Kyōto Shinbun* 2001).

Das Außergewöhnliche an diesen mit *keikan ronsō* [(Stadt-)Landschaftsdispute] bezeichneten Konflikten kann kaum genug hervorgehoben

werden. Nirgendwo sonst in Japan treten sie in solchem Ausmaß auf wie in Kyōto, denn andernorts fehlt es an einschneidenden Bauprojekten, an einer nennenswerten Streitmasse in Form von bewahrenswerter Bausubstanz, an einer ähnlich breiten Schicht von liberalen bis linksgerichteten Bürgern und Initiativen, für die Kyōto – einst ein Zentrum der Hippies und der Studentenproteste – bekannt ist (Hoffman 1996: 585–673) und/oder an einer ähnlichen politischen Polarisierung – im Stadtrat stehen die Kommunisten als Opposition der großen Koalition aller anderen Parteien gegenüber, so daß Streitfälle schnell über den eigentlichen Anlaß hinaus eskalieren. In ihrer Auflistung der wichtigsten Ereignisse des ersten Heisei-Jahrzehnts [1989–1998] vermerkte die verbreitetste Lokalzeitung *Kyōto Shinbun* außer den Streitigkeiten um Hotel und Bahnhof nur noch zwei andere innerstädtische Begebenheiten (*Kyōto Shinbun* 31.12.1998), und auch den Rückzug des Pont des Arts stufte sie trotz zweier vielbeachteter Wahlen als städtische „Nachricht des Jahres“ ein (*Kyōto Shinbun* 24.12.1998). Kaum jemandem in Kyōto sind diese Themen gleichgültig.

Doch besteht die soziale Auseinandersetzung mit Architektur und Stadtbild nicht nur aus diesen Konflikten um Prestigeprojekte. Womöglich nachhaltiger und insgesamt mehr Menschen intensiver motivierend ist die Renaissance der traditionellen Wohnarchitektur Kyōtos, der *machiya*. Was noch in den achtziger Jahren als Ausbund der Rückständigkeit oder doch zumindest der ökonomischen Unvernunft wahrgenommen wurde, ist mittlerweile ein überaus populäres und in der öffentlichen Debatte omnipräsentes Symbol Kyōtoer Urbanität und Traditionalität. Meine Analyse dieser erstaunlichen Entwicklung beginnt mit den historischen Wurzeln und den traditionellen Nutzungsweisen der *machiya*, bevor ich mich der Nachkriegsentwicklung, den Formen und Ursachen der gegenwärtigen Wiederentdeckung und schließlich den nach wie vor großen Erhaltungshindernissen zuwende.

Die wesentliche Datengrundlage ist eine ethnographische Feldforschung zu den Stadtbildkonflikten, die ich von Mai 1998 bis Oktober 1999 in Kyōto durchführte.¹ Getreu dem in der Ethnologie üblichen Verfahren der teilnehmenden Beobachtung suchte ich mir eine Wohnung im Zentrum Kyōtos und begann damit, möglichst flächendeckend öffentliche Veranstaltungen zu besuchen, Vereinen und Initiativen beizutreten und mit Protagonisten der Debatte – Architekten, Stadtplanern, Experten, Ver-

¹ Ich danke der *Japan Society for the Promotion of Science* (JSPS) für die großzügige Förderung und dem Nationalmuseum für Ethnologie (*Kokuritsu Minzokugaku Hakubutsukan*, kurz *Minpaku*) in Ōsaka und vor allem Professor Nakamaki Hirochika für ihre Gastfreundschaft und Unterstützung. Sven Saaler und einem anonymen Gutachter danke ich für ihre wertvollen Verbesserungsvorschläge.

waltungsbeamten, Bürgeraktivisten, Eigentümern und interessierten Normalbürgern – Interviews zu verabreden, sofern sie mir zugänglich waren. Neben den sich so ergebenden vielen hundert „ethnographischen Einsätzen“ benutzte ich Fragebögen und Tests sowie das von der Debatte in mannigfaltiger Form – vom Handzettel über den Zeitungsartikel bis zur wissenschaftlichen Abhandlung – produzierte schriftliche Material; letzteres sowohl als Diskurszeugnis als auch als unentbehrliche Faktenquelle. Der Zugang war in den meisten Fällen nicht schwierig, da es sich um zweckgerichtete soziale Aktivitäten handelt, die ein öffentliches Echo suchen. Es ergab sich ein sehr dichtes Bild von der Debatte und ihren Hintergründen, das mit der Beschränkung auf nur einen Teil der erwähnten Informationsquellen nicht zu erzielen gewesen wäre (für weitere Angaben zur Methodik siehe Brumann 2001a; eine Monographie zum Sozialleben der öffentlichen Traditionen Kyōtos ist in Vorbereitung).

2. KENNZEICHEN DER MACHIYA

Machiya ist die allgemeine Bezeichnung für traditionelle Wohnhäuser, die in Städten stehen, und wird entsprechend auch mit den Schriftzeichen für „Stadt“ und „Haus“ geschrieben. Wie alle traditionellen japanischen Wohnhäuser – sogenannte *minka* – bestehen *machiya* aus einem Traggerüst aus hölzernen Pfeilern und Balken, Erdwänden (*tsuchikabe*), *tatami*-Reisstrohmatten oder Holzbrettern als Zimmerböden, *shōji* [Schiebetüren aus einem Holzgitter, das mit lichtdurchlässigem Papier beklebt ist] und *fusuma* [mit undurchsichtigem Papier beklebten hölzernen Schiebetüren] als Raumteilern sowie hölzernen Tür- und Fensterläden (*amado*). Im Gegensatz zu ländlichen Häusern sind heutige *machiya* meist nicht mit Riet oder Rinde, sondern mit gebrannten Lehmziegeln (*kawara*) gedeckt. Nur die wenigsten *machiya* haben drei Stockwerke, und selbst ein zweites Stockwerk war vor Mitte der Edo-Zeit unüblich. In den größeren Städten grenzen diese Häuser gewöhnlich direkt aneinander, nur durch ihre Seitenwände getrennt; die Dächer hängen über oder sind miteinander verbunden (zum klassischen Hausbau siehe Morse 1972).

Kyōtos traditionelle Stadthäuser gelten als speziell genug, um sie als *kyō-machiya* terminologisch hervorzuheben (zum folgenden siehe Kanzaki und Shintani 1998; Kojima 1998; Kojima *et al.* 1999; Kyōto Shinbunsha 1995; Nakamura 1994; Nishikawa, Sugimoto und Nakamura 1992; Shimamura und Suzuka 1971; Tani und Masui 1994; Ueda 1976). Im Einklang mit dem verfeinerten Charakter der kaiserlichen Hauptstadt sind sie noch schlanker und feiner gebaut als *machiya* andernorts und haben wenig von der Rustikalität der ländlichen *minka*, die von wuchtigen Pfei-

lern und der Präsenz des Holzes dominiert sind. Generell gelten die *kyō-machiya* als Krone traditioneller urbaner Wohnarchitektur, und manche von ihnen brauchen bezüglich der Qualität von Entwurf, Materialien, Gärten und Teezimmern den Vergleich mit den berühmten Tempeln und Schreinen nicht zu scheuen. Einheitlich befolgen diese Häuser das *kyōma*, d.h. ein ursprünglich wohl aus der Straßenblockgröße abgeleitetes (Nakamura 1994: 17–18) *tatami*-Grundmaß, das etwas größer ist als das in der Kantō-Region übliche Maß. Noch heute kann man deshalb die beweglichen Teile (die sogenannten *tategu*, wie *shōji* und *fusuma*), aber auch ganze Bauelemente wie *tokonoma* [in traditionellen Räumen Nischen mit etwas erhöhtem Boden, die mit Bildrollen, Blumengestecken o. ä. dekoriert werden] aus einem *kyō-machiya* problemlos ins andere übertragen. Charakteristisch sind auch die *kōshi*, Gitter aus rechtwinklig angeordneten Holzstäben, die in Ermangelung von Fenstern die Vorderfront bedecken und zwar die Aussicht aus dem Inneren ermöglichen, neugierige Blicke von außen aber verhindern. Im Gegensatz zu anderen Städten, die nur ein einheitliches Muster von *kōshi* kannten, gibt es in Kyōto viele verschiedene Typen, die sich nach dem im Haus betriebenen Gewerbe richten. Ebenfalls kennzeichnend sind die sogenannten *mushiko mado* des oberen Stockwerks, d.h. Fensteröffnungen, die mit senkrechten, erdummantelten Holzstreben vergittert sind (Abb. 1).

Am bekanntesten an den *kyō-machiya* ist jedoch ihre Anpassung an die großen, ziemlich unhandlichen Straßenblocks von 60 mal 120, manchmal sogar 120 mal 120 Metern, die auf die rechtwinklige Stadtanlage Heian-



Abb. 1: Klassisches *kyō-machiya* im Stadtviertel Nishijin

Quelle: Foto: Christoph Brumann

kyōs zurückgehen. Um jedem Haus eine Straßenfront zu ermöglichen, müssen die Grundstücke vor allem an den von Norden nach Süden verlaufenden Straßen oft vier- oder fünfmal so lang wie breit sein, was den *machiya* den Beinamen *unagi no nedoko* [„Schlafzimmer für Aale“] eingebracht hat. Im klassischen Typ des sogenannten *omoya-zukuri* bildet ein erstes Gebäude – der *mise*, der gewöhnlich dem Gewerbe diente – die Straßenfront und wird von einem zweiten – dem *omoya* – gefolgt, in dem sich die privaten Wohnräume befanden (Abb. 2). Entlang diesen Bauten ver-



Abb. 2: Grund- und Aufriß eines *kyō-machiya* des *omoyazukuri*-Typs

Quelle: privates Dokument des Eigentümers

läuft von der Straße aus nach hinten ein *tōrinwa* genannter, auch Herd und Spüle enthaltender Gang, der auf Straßenniveau liegt und nicht wie die mit *tatami* bedeckten Wohnräume erhöht ist (Abb. 3). Diese wichtigste Passage ist wegen der Feuergefahr und nicht zuletzt auch wegen der früher erforderlichen Abtransporte der Toiletteninhalte als Erdboden belassen oder mit Steinplatten oder Zement bedeckt, und während über den Wohnräumen ein zweites Stockwerk eingezogen ist, fehlt es hier. Statt dessen erstreckt sich über der Küche offenes Balkenwerk bis in sieben oder acht Metern Höhe, eine Vorsichtsmaßnahme, die als *fukinuke* oder *hibukuro* [„Feuertasche“] bezeichnet wird.

Zwischen *mise* und *omoya* und hinter dem letzteren liegen Gärten, von denen der kleinere *tsuboniwa* genannt wird und tatsächlich oft nicht mehr als ein *tsubo* (etwa 3,3 m²) mißt (Abb. 4). Das Ensemble wird komplettiert durch kleinere Anbauten für Bad und Toiletten im hinteren Garten (*okuniwa* oder *uraniwa*) sowie durch die Speicher (*dozō* oder *kura*) mit ihren dik-



Abb. 3: Tōriniwa eines kyō-machiya

Quelle: Foto: Kasai Morio

ken Erdwänden, die das Grundstück nach hinten hin abschließen. Oft selbst zweistöckig, dienten die Speicher zur Aufbewahrung der Handelsware und der Einrichtungsgegenstände, von denen im Haus immer nur ein kleiner, jahreszeitlich wechselnder Teil genutzt wurde. Drohte eine Feuersbrunst, wurden alle Wertsachen hierhin verbracht und einige Kerzen aufgestellt, die den Rest des Sauerstoffs verbrauchen sollten. Dann wurden die paßgenauen Türen geschlossen und mit dem immer bereitgehaltenen Lehm versiegelt. Während die Wohngebäude abbrannten, überdauerten die Speicher, durften aber erst nach erfolgter Abkühlung wieder geöffnet werden, um nicht durch den hereinströmenden Sauerstoff eine



Abb. 4: Innengarten eines *kyō-machiya*

Quelle: Foto: Christoph Brumann

nachträgliche Entzündung zu riskieren (zu den vielfältigen Vorsichtsmaßnahmen gegen Brände siehe ausführlicher Brumann 2001b).

Machiya sollten in einem Zeitalter ohne Klimaanlage Kyōtos notorisch schwüle Sommer erträglich machen. Es war allgemein üblich, *shōji* und *fusuma* im Sommer durch *sudo* zu ersetzen, d.h. durch Schiebeelemente, die aus dünnen Bambusstangen bestehen und winddurchlässig sind, sowie den Fußboden mit bis zu raumgroßen, fein geflochtenen Rattan-Matten (*tomushiro*) zu bedecken, die sich kühler anfühlen als *tatami*. Wässert man einen der Gärten, den anderen jedoch nicht, entsteht ein Luftzug, und schon der bloße Anblick der feuchten Steine im Garten und der bewußt leichten und sich daher in der Brise wiegenden *noren* [halbblange Vorhänge, wie sie besonders in den Eingängen traditioneller Geschäfte hängen] vermittelt gewissermaßen seelische Kühlung. Auch fehlen Fenster, die der sengenden Sonne Einlaß verschaffen würden. Diese einseitige jahreszeitliche Ausrichtung macht *machiya* im Winter allerdings weit weniger angenehm, denn Kälte, Dunkelheit und der in Kyōto auch in dieser Jahreszeit beträchtlichen Feuchtigkeit haben sie wenig entgegenzusetzen. Hier halfen früher nur warme Kleidung, mit Holzkohle gefüllte *hibachi*-Schalen und *kotatsu*, d.h. kohlegefüllte, später elektrisch betriebene Heizvorrichtungen, die unter den Tischen angebracht waren.

Sozial gesehen bildeten in den *machiya* Wohnen und Wirtschaften eine Einheit (*shokujū kyōzon*). Diese war durch die rigiden Hierarchien des *ie* [Haus/Familie/Haushalt] geprägt – der Perpetuierung dieser korporierten Einheit und ihrer Wirtschaftsbasis hatten sich alle anderen Belange unterzuordnen. Die größeren *machiya* gehörten in der Regel Kaufmannsfamilien, die im *mise* ihr Geschäft betrieben; in Kyōto handelte es sich dabei häufig um die Produktion von oder den Handel mit *gofuku*, d.h. *kimono* und anderer gehobener traditioneller Kleidung. Bis zu 30 Personen lebten in diesen Häusern, nicht nur die – damals noch großen – Familien, sondern auch Angestellte, Lehrlinge und Mägde. Die sozialen Grenzen wurden deutlich gezogen: Bedienstete schliefen im niedrigen zweiten Stockwerk des *mise*, das tagsüber als Lagerraum diente, während das *omoya* für den Haushaltsvorstand und seine Familie reserviert war. Gewöhnliche Kunden und Angestellte gingen direkt vom *tōriniwa* in den *mise*, die Familie betrat über die Küche beim sogenannten *uchi genkan* [inneren Eingang] das *omoya*, während der eigentliche *genkan* [Eingang] zwischen *mise* und *omoya* für den Haushaltsvorstand, seinen Erben und wichtige Gäste reserviert war und von anderen Familienmitgliedern nur an hohen Feiertagen benutzt wurde. Auch die *zashiki* – die hinteren, auf den Garten gehenden, besonders kostbar ausgestatteten *tatami*-Räume – betraten gewöhnliche Familienmitglieder oft nur wenige Male im Jahr; stattdessen dienten sie der Bewirtung wichtiger Gäste. Der Haushaltsvorstand und mitunter auch der Erbe aßen oft in einem Sonderraum, nicht selten sehr viel bessere Kost als alle anderen. Selbst die Mägde unterteilten sich in *ue*

no jochū [„Mägde für oben“], die die *tatami*-Räume des *omoya* betreten durften, und in *shita no jochū* [„Mägde für unten“], deren Wirkungsraum sich auf die *doma*, d.h. die irdenen Fußböden von Küche und Gärten, Bad- und Toilettenbereich beschränkte. In den Berichten älterer, im *machiya* aufgewachsener Informanten spielt die Allgegenwart der Hierarchien eine prominente Rolle – genügend entfernt, daß ihr mit einer Art wohligem, von Bewunderung nicht ganz freien Schauer gedacht werden kann. Es scheint, daß die physische Enge, die angesichts der Bewohnerzahlen selbst in den größten *machiya* zu spüren gewesen sein dürfte, und der Mangel an akustischen Barrieren die soziale Grenzziehung eher noch verstärkten.

Längst nicht alle *machiya* waren allerdings große Residenzen. Ein Handwerkerhaus hatte üblicherweise nur ein Gebäude, oft mit drei hintereinanderliegenden Räumen in jedem Stockwerk, nicht selten aber auch weniger. In den Häusern der Weber im Stadtviertel Nishijin – noch heute Japans wichtigste Produktionsstätte traditioneller Stoffe – nahm der Webstuhl den größten Teil des Hauses ein. Kleine *machiya*, oft nur Einzelapartments in langgestreckten Gebäuden, den sogenannten *nagaya*, reihten sich überall in der Stadt an die Tausenden von *rōji* (Kyōtoer Dialekt für *roji*) und *fukurōji* – schmale, winklige Gassen, die von der eigentlichen Straße hinaus in das Innere der Blocks vorstießen. Ihre Bewohner zahlten meist Miete; oft an Eigentümer, die selbst zwanzig- oder dreißigmal so große Grundstücke bewohnten. Deutlich existierte eine soziale Differenzierung also nicht nur innerhalb, sondern auch zwischen den *machiya*. Das Repertoire der Formen und Materialien ist aber erstaunlich einheitlich – selbst das bescheidenste Reihenhaus gibt sich in seinen Details eindeutig als *kyō-machiya* zu erkennen. Für diese Einheitlichkeit sorgte das sogenannte *tōryō*-System (*tōryō seido*): Ein fester Zimmermann (*tōryō*) war mit der regelmäßigen Inspektion aller Häuser eines Eigentümers beauftragt und bestellte für die nötigen Reparaturen die spezialisierten Handwerker ein (Hyūga 1998; Kasai 1999).

3. DER NIEDERGANG DER MACHIYA IN DER NACHKRIEGSZEIT

Über mehr als ein Jahrtausend erfuhren die *machiya* nur graduelle Veränderungen, und die Familienähnlichkeit selbst noch der in den 1930er Jahren gebauten Häuser mit den auf den Bildrollen der Heian-Zeit dokumentierten ist nicht zu bestreiten. Einen Bruch brachte dann aber der Pazifische Krieg. Ab etwa 1937 kam jede Bautätigkeit zum Erliegen, und als sie nach Japans Kapitulation wieder aufgenommen wurde, hatten sich sämtliche Koordinaten verändert. Die wirtschaftliche Grundlage der Familien-

unternehmen in Kyōto war trotz des Ausbleibens direkter Bombardierungen nachhaltig erschüttert: Überall waren Gefallene zu beklagen, und auch nachdem das kriegsbedingte Verbot des *gofuku*-Gewerbes von 1940 wieder aufgehoben worden war, erholten sich viele Betriebe nicht mehr. Für die Baubranche galt ähnliches, und nicht wenige der überlebenden Unternehmen und Handwerker zogen in andere Städte, in denen es aufgrund von Kriegszerstörungen mehr Aufträge gab, oder arbeiteten nun mit neuen, importierten Baumaterialien und -techniken. Die Bau- und Stadtplanungsgesetze der Nachkriegszeit richteten sich an den Erfordernissen des Wiederaufbaus zerstörter Städte aus, während die Erhaltung alter Bausubstanz keine Rolle spielte. Holzbauten sah man nun zuvorderst als potentiellen Brandherd, und ihr Verbot in allen Straßen mit einer Breite von weniger als vier Metern sowie die Einrichtung großflächiger Brandschutzzonen sorgten dafür, daß ein großer Teil der Kyōtoer *machiya* mit einem Mal illegal wurde – geduldet zwar, da vor dem Erlaß des Gesetzes errichtet, aber nur noch durch ein modernes Gebäude aus feuerabweisenden Materialien zu ersetzen. Die Landreform und ein neues Mieterschutzgesetz vervielfachten die Anzahl der Hauseigentümer, und vielen von diesen fehlten das zur Instandhaltung ihrer Häuser nötige Kapital und Wissen. Die weitaus meisten *machiya* bestanden zwar zunächst fort, doch die Voraussetzungen für ihr Überleben erodierten zusehends.

In den 1960er und 1970er Jahren erhielt die Verwestlichung der materiellen Alltagskultur einen neuen Schub: die Tōkyōter Olympiade von 1964 signalisierte für viele einen Aufbruch in die Moderne. *Danchi* bzw. später *manshon*, d.h. Apartmentblocks in Beton- und Stahlbetonbauweise, kamen nun auf, und auch die *machiya* wurden modernisiert, indem man in die alten *tōriniwa* Decken und Böden einzog und dort Küchenzeilen „im Tōkyōter Stil“ (*Tōkyō-shiki daidokoro*) einbaute, moderne Badezimmer und Toiletten einrichtete und die Holzbalken und Erdwände hinter Kunststoffpaneelen versteckte. Tausende von *machiya* in Kyōto wurden mit westlich inspirierten Scheinfassaden maskiert, eine Technik, die heute als *kanban kenchiku* [„Schilderarchitektur“] bekannt ist. Das Wirtschaftswunder brachte in den siebziger Jahren Premierminister Tanaka Kakueis Politik des *Nihon rettō kaizō* [„Umbau der Inselkette Japan“], und mit ihr als Rückenwind wurden große Teile der Städte als Geschäftsbezirke ausgewiesen, für die nur sehr lose Bau- und Höhenbegrenzungen galten. Dies und die Entwicklung von erdbebenfesten Stahlbetonkonstruktionen legten den Grundstein für den Bauboom der 1980er und frühen 1990er Jahre, in dem ein *machiya* nach dem anderen abgerissen und durch *manshon*-Hochhäuser und Parkplätze ersetzt wurde. Grund- und Erbschaftssteuern stiegen zusammen mit den Landpreisen, und das erschwerte es selbst den fest dazu Entschlossenen, ihr *machiya* zu erhalten. Immer schwieriger wurde

es auch, kompetente Handwerker zu finden, die die alten Häuser preisgünstig reparierten. In dieses Konzert sich gegenseitig verstärkender Prozesse fügte sich schließlich auch noch die allgemeine Stadtfucht ein, die die Bevölkerung der drei zentralen Bezirke Kyōtos ab 1960 um mehr als ein Drittel schrumpfen ließ (Sawa *et al.* 1984: 518–519). Es gibt zwar immer noch etwa 30.000 *machiya* im historischen Stadtgebiet (Kyō-machi Kōbō 2001), und der Anteil der vor dem Krieg gebauten Wohnungen lag 1993 dort bei einem Viertel des Gesamtbestandes, was mehr als dem Sechsfachen des Durchschnitts der elf größten japanischen Städte entsprach. Doch war er zehn Jahre zuvor noch fast doppelt so hoch gewesen (Kyōto-shi 1997a), und auch gegenwärtig werden jedes Jahr etwa tausend weitere *machiya* abgerissen.

4. DER MACHIYA-BOOM DER NEUNZIGER JAHRE

Es wäre übertrieben zu sagen, daß *machiya* in dieser von Wirtschaftswachstum und Veränderungsfreude geprägten Zeit ganz ohne Aufmerksamkeit geblieben sind. Besonders die größeren und prächtigeren Kaufmannshäuser zogen durchgehend die Bewunderung von Liebhabern und Forschern auf sich, und seit den 1970er Jahren werden sowohl Einzelgebäude (als eine der diversen Kategorien von städtischen, präfekturalen oder staatlichen *bunkazai* [Kulturschätze bzw. Denkmäler; Kyōto-shi 1992: 74–106]) als auch ganze Straßenzüge (als *dentōteki kenzōbutsu-gun hozon chiku* [Erhaltungsbezirke für traditionelle Gebäudeensembles; Kyōto-shi 1996a]) unter Denkmalschutz gestellt. Erst in den 1990er Jahren hat sich allerdings die Erhaltung der *machiya* zu einem Thema der öffentlichen Debatte entwickelt. Dies hat sicherlich mit der Wirtschaftskrise zu tun, die allgemein das Augenmerk von der Neuschöpfung hin zur Bestandswahrung gelenkt hat, und vollzieht sich vor dem Hintergrund eines in ganz Japan gewachsenen Interesses an Vernakulararchitektur. Der Kyōtoer Boom wirkt allerdings besonders lebhaft und erstaunt auch diejenigen, die ihn die ganze Zeit herbeigesehnt haben.

Der sichtbarste Ausdruck dieser neuen Begeisterung sind die vielen *machiya*, die für nicht-klassische kommerzielle Zwecke umgebaut worden sind (für eine Auswahl siehe Kyōto Machiya Saito Seisaku Iinkai 2001). Die Zahl der *machiya*-Restaurants, -Cafes, -Galerien und -Läden ist inzwischen dreistellig, während es vor einem Jahrzehnt gerade erst eine Handvoll gab, und auch die ersten Büros und Schulungszentren in renovierten *machiya* werden eröffnet. Die Straßenfronten bleiben dabei meist intakt; die Ersetzung von *kōshi* oder *mushiko mado* durch gewöhnliche Fenster ist oft schon die einschneidendste Veränderung. Beim Innenaus-

bau herrscht größere Variabilität; hier reicht die Spanne von der fast vollständigen Belassung des Alten bis hin zur kompletten Entkernung und Ersetzung, entweder wiederum durch Holz oder aber auch durch moderne Materialien. Häufiger noch als die Renovierungen für kommerzielle Zwecke – wenn auch weniger auffällig – sind die für die weitere Nutzung als Wohnraum wiederhergerichteten *machiya*. Eine ganze Reihe von Architekten, Zimmerleuten und Baufirmen betätigt sich mittlerweile in der *machiya*-Renovierung. Auch die Immobilienbranche beginnt sich zu interessieren: Bislang galten traditionelle Holzhäuser als wertlos und wurden auch für die Bemessung von Vermögens- und Erbschaftssteuern mit einem Wert von nahezu Null veranschlagt – ganz im Gegensatz zum mühelos in die Millionen gehenden Grundstück. Nunmehr tauchen aber erste Zeitungsanzeigen auf, mit denen in der Innenstadt gezielt nach *machiya* gesucht wird.

Bildbände (z.B. Kanzaki und Shintani 1998; Nishikawa, Sugimoto und Nakamura 1992), Features in Frauenzeitschriften (z.B. *Hanako West* 1999) und wissenschaftliche Abhandlungen (s.o.) über *machiya* erscheinen in nicht abreißender Folge und finden ein breites Publikum. Kaum eine Woche vergeht, in der die *Kyōto Shinbun* nicht irgendwo über Kyōtos traditionelle Häuser und auf sie bezogene Aktivitäten berichten würde. Vorträge und Symposien zu *machiya* sowie Ausstellungen und Besichtigungstermine sind gewöhnlich gut besucht. Auch bei der Erörterung von Maßnahmen gegen das augenblickliche Nullwachstum der Kyōtoer Tourismusindustrie läßt der Verweis auf die *machiya* selten auf sich warten, und die Stadtverwaltung druckt Broschüren mit Spazierrouten zu den öffentlich zugänglichen Häusern.

Doch ist es die Konjunktur des *machiya*-Images außerhalb des ursprünglichen Kontextes, der das deutlichste Anzeichen für einen Siegeszug ist. Weit zahlreicher als die renovierten Häuser sind Neubauten, die – hauptsächlich als Entwicklung des letzten Jahrzehnts – traditionelle Stilelemente aufgreifen. Alles von oberflächlichen Zitaten bis hin zu ernsthaften Auseinandersetzungen mit Kyōtos Baugeschichte (Tatsumi und Machiya-gata Shūgō Jūtaku Kenkyū-kai 1999) ist zu finden, und sogar *manshon*-Bauten bemühen sich mit der Imitation von *kōshi*, *mushiko mado* oder Ziegeldächern um eine lokale Note (Abb. 5). Selbst eine kontroverse Müllverbrennungsanlage wurde von der Stadtverwaltung mit einem ausdrücklich an den *kyō-machiya* ausgerichteten Design ausgestattet – deutlich ein (erfolgloser) Versuch, den Protest zu vermindern. Das sicherste Symptom eines Trends sind jedoch die *manshon*-Werbefaltblätter, die die großen Baukonzerne den Tageszeitungen beilegen lassen. Wenn diese in Text und Bildern die Vorzüge des Standorts anpreisen, tauchen neben der Verkehrsanbindung und den Einkaufs- und Kulturzentren der Umgebung immer häufi-



Abb. 5: **Modernes Gebäude mit *machiya*-Stilanleihen**

Quelle: Foto: Christoph Brumann

ger auch *machiya* auf, teils unter ausdrücklicher Betonung der traditionellen Nachbarschaft, die das Wohnen in einem zehnstöckigen Gebäude mit allem modernen Komfort um so reizvoller macht. Wieviel *machiya* dem *manshon* weichen mußten, wird selbstverständlich nicht gesagt.

Wie sehr die traditionellen Stadthäuser einen Nerv treffen, ist schließlich auch daran abzulesen, daß die sich mit ihnen beschäftigenden Bürgerinitiativen sich sehr viel wirkungsvoller und dauerhafter etabliert haben als die Protestinitiativen der großen Stadtbildkonflikte. Zwei dieser Vereinigungen stechen besonders hervor und dürfen beanspruchen, ihren Teil zum Kyōtoer *machiya*-Boom beigetragen zu haben. Eine ist ein Zusammenschluß von größtenteils etablierten Architekten, Handwerkern, Wissenschaftlern und Eigentümern, der sich zunächst mit einigen Modellrenovierungen hervorgetan hat und mittlerweile über 100 Mitglieder zählt, für die regelmäßig Vorträge, Diskussionen und Besichtigungen veranstaltet werden. Seit kurzem verfolgt dieser Verein das Projekt, die abgerissenen Verbindungen der *machiya*-Bewohner mit den Handwerkern wiederherzustellen und damit ein in ihrer Sicht wesentliches Erhaltungshinder-

nis zu beseitigen. Die andere, eher der Alternativkultur nahestehende Gruppe, vermittelt seit einigen Jahren mit Erfolg leerstehende *machiya* im Weberviertel Nishijin an junge Künstler, die diese dann als Wohnungen und Ateliers nutzen. Hierzu sind bei den Eigentümern oft nicht geringe Widerstände zu überwinden, denn mieterfreundliche Gesetze veranlassen diese, die Häuser lieber leerstehen zu lassen, als Konflikte zu riskieren. Kürzlich hat diese Gruppe ihren Vermittlungsdienst auch auf gewöhnliche Interessenten ausgeweitet. Hunderte von Einzugswilligen meldeten sich, und zu den etwa 20 schon zuvor vermittelten Häusern sind in wenig mehr als einem Jahr 40 weitere hinzugekommen. Über beide Initiativen wird in Presse und Fernsehen immer wieder ausführlich berichtet.

Kennzeichnend für beide Gruppen ist, daß sich Alleinwohner Kyōtos und der berühmteren *machiya* zwar durchaus beteiligen, die tragenden Figuren aber oft von außen kommen – Zugezogene, Kinder der Vorstädte, in denen es keine klassischen *machiya* gibt, oder – wenn überhaupt – eingehiratete statt selbst in den Häusern großgewordene Bewohner. Diese Tendenz erweist sich als charakteristisch für Bürgeraktivitäten zum Stadtbild, ja für den Kyōto-Diskurs allgemein. Zum einen ist sie in den Schwierigkeiten der Alleinwohner begründet, ihren angestammten Lebensraum als etwas Besonderes zu sehen, zum anderen aber auch in ihren zahlreicheren und älteren sozialen Beziehungen, die sich als Hemmschuh auswirken.

Kyōtos Stadtverwaltung hat das Potential dieser – ihr gegenüber zwar durchaus kritischen, anders als manche der gegen die Großprojekte engagierten Protestgruppen aber nicht aus Prinzip oppositionellen – *machiya*-Initiativen für sich entdeckt und versucht, sie in gemeinsame Projekte einzubinden. Ihr Vehikel dafür ist ein erst vor wenigen Jahren gegründetes Zentrum für Stadtgestaltung, das als typische Organisation des „dritten Sektors“ (*daisan sekutā*) von der Stadtverwaltung nominell unabhängig ist, bislang aber vollständig von dieser finanziert und mit abkommandierten Beamten ausgestattet wird. Statt von oben herab verwaltet zu werden, sollen die Bürger hier in den Gestaltungsprozeß einbezogen werden und den Bürokraten im Geiste der im letzten Jahrzehnt überall in Japans Stadtplanung beschworenen *pātonashippu* [„partnership“] gegenüberreten. Nicht *toshi keikaku* [Stadtplanung als sinojapanischer Fachterminus] ist das Ziel, sondern *machizukuri* [Stadtgestaltung, wörtlich „Stadt-machen“ mit seinem weicherem Beiklang des *yamatokotoba* (rein japanisches Wort)]. Ein gemeinsames Projekt dieses Zentrums und der Initiativen war die erste flächendeckende Erfassung des *machiya*-Bestands 1998/99 (Kyō-machi Kōbō 2001), an der sich mehr als 600 Freiwillige beteiligten und so einmal mehr das Ausmaß des öffentlichen Interesses demonstrierten.

Im öffentlichen Diskurs der Stadt haben sich *kyō-machiya* in wenig mehr als einem Jahrzehnt eine geradezu sakrosankte Position erobert. Kaum eine Sonntagsrede zur Stadtgestaltung kommt ohne sie aus, und selbst für manche ihrer Liebhaber sind sie jetzt schon fast zu populär. Kein ernsthafter Zweifel besteht daran, daß *machiya* die Architektur sind, die die Stadt und ihre Identität am besten zum Ausdruck bringt, und *kōshi*-Muster zieren heute die Broschüren des Stadtplanungsamts mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der früher die berühmten Tempel oder die Pagode des Tōji abgebildet wurden. Kaum jemand ist zu finden, der bestreitet, daß Kyōtos *machiya* erhalten werden sollten, und im gegenwärtigen Zehnjahresplan der Stadtverwaltung spielt dieses Ziel ebenfalls eine prominente Rolle (Kyōto-shi 2001). Was genau allerdings bestehen bleiben soll und auf welche Weise und mit welchen Kosten für wen, darüber herrscht weit weniger Einigkeit, wie im folgenden zu zeigen ist.

5. KONTROVERSE TRADITIONSVORSTELLUNGEN

Die meisten Personen, die in irgendeiner Form an der *machiya*-Bewegung beteiligt sind, verstehen unter Erhaltung vor allem die Bewahrung der existierenden Bauten. Wenn diese nur durch eine Neunutzung möglich ist, nimmt man die dafür notwendigen Abänderungen und Kompromisse meist als unausweichlich in Kauf. Weit weniger einig ist man sich allerdings darüber, wie auffällig ein renoviertes *machiya* sein darf. Traditionsgemäß standen diese Häuser in langen, recht einheitlichen Reihen, und die Nachbarschaften legten in der Edo-Zeit selbst – oft sehr detailliert – fest, was baulich zulässig war und was nicht. Hervorstechen konnte man nur mit subtilen Details, etwa ausgewählten Materialien oder dem Glanz, den die *kōshi* durch tägliches Polieren bekamen. Heute werden aber gerade diejenigen *machiya*, die einsam inmitten moderner Architektur verblieben sind, besonders gerne für eine kommerzielle Renovierung ausgewählt, und mitunter wird mit nicht-klassischen Zutaten – farbige Bleiglasfenster, kleine Türmchen oder bunte Anstriche (Abb. 6) – versucht, diese Auffälligkeit noch zu verstärken. Dies appelliert an die Ästhetik des *kawaii* [süß, niedlich] und wird von vielen, gerade jüngeren Leuten nicht als Abweichung erkannt, aber eben deshalb von nicht wenigen Puristen abgelehnt, die die Entstehung eines falschen Bildes befürchten. Diese Spaltung durchzieht selbst die Stadtverwaltung. Bislang bot dort das Büro für Denkmalschutz mit der Erhebung eines *machiya* zum *bunkazai* [Kulturschatz, Denkmal] den Eigentümern die einzige Möglichkeit, öffentliche Unterstützung für den Erhalt eines *machiya* zu erhalten. Dies erfordert aber die getreue Bewahrung des ursprünglichen Zustands. Kürzlich hat



Abb. 6: **Renoviertes kyō-machiya mit stilfremden Zutaten**

Quelle: Foto: Christoph Brumann

jedoch das Stadtplanungsamt ein eigenes Förderprogramm aufgelegt, das nur noch die Erhaltung eines kyōtypischen Designs, nicht aber der originalen Bausubstanz verlangt, so daß auch Neubauten prinzipiell gefördert werden können. In der ersten Auswahl überwiegen zwar *machiya*, aber es sind gerade solche Häuser berücksichtigt, die – z.B. durch eine auffällige Renovierung oder durch Ecklage – ins Auge stechen. Angesichts des baulichen Chaos in der Innenstadt mag diese Strategie nur realistisch sein; dem Bemühen der Denkmalschützer um historische Authentizität kommt sie aber kaum entgegen.

Unter den in der Erhaltungsbewegung aktiven Bewohnern der berühmteren *machiya*, meist Erben von ehemals reichen Kaufmannsfamilien, findet sich jedoch nicht selten die Ansicht, daß diese Debatte über die korrekte äußere Form am Kern der Sache vorbeigeht. Sie sehen die *machiya* als fest mit der traditionellen Kyōtoer Stadtkultur verbunden, und wenn dieser Inhalt verlorengeht, wird auch die Bewahrung der bloßen Form der Häuser sinnlos. Als Bestandteile dieser Kultur werden vor allem die Feste, Dekorationen, religiösen Verrichtungen, Speisen und Kleidungssitten genannt, die in detaillierter Festlegung den Jahreslauf begleiten und typischerweise – auch in zwanglosen Erzählrunden – in chronologischer Ordnung geschildert werden. Diese traditionellen Bräuche (*shikitar*) weichen

in der Tat häufig von den in der Kantō-Gegend üblichen und nicht selten auch von denen Ōsakas ab (als Kompendien siehe Iwagami 1994; Munesa und Moriya 1986). Charakteristisch ist für viele von ihnen eine besonders scharfe Trennung zwischen *hare*/Fest und *kegare*/Alltag, die betonte Erhöhung des Gastes und des sozialen Gegenübers – bei gleichzeitiger Verteidigung der Grenzen des „Innen“ (*uchi*) gegenüber dem „Außen“ (*soto*) – sowie ein allgemeiner Konservatismus (wie in der fortdauernden Festlegung mancher Festtermine nach dem *kyūreki*, dem alten Mondkalender). Nicht selten scheint die Abweichung von der nationalen, zumeist vom Hauptstadtnachfolger Tōkyō bestimmten Norm keinen anderen Zweck als eben den der Differenz zu haben; so etwa, wenn beim *hinamatsuri* (Puppenfest) die männliche (*otokohina*) und die weibliche (*onnahina*) Puppe die Plätze tauschen. In einem *manshon* fehlen allerdings oft schon die physischen Voraussetzungen zur Pflege der alten Sitten: Selbst wenn dort noch Platz für einen buddhistischen Hausaltar (*butsudan*) ist, dann sicher nicht mehr für shintoistische Altäre (*kamidana*). *Manshon*-Wohnungstüren gehen auf dunkle Flure und nicht auf die Straße, und in die Betonwände der Hausflure kann man keine Nägel schlagen, an denen man etwa traditionelle Neujahrsdekorationen befestigen könnte. Im Inneren befindet sich multifunktionaler Wohnraum, dem die eindeutige terminologische, funktionale und auch rituelle Zuordnung fast aller Zimmer, Ecken, ja sogar Pfeiler eines *machiya* fehlt.

Hingegen wird die *machiya*-Architektur von den traditionellen Bräuchen mitunter stärker bestimmt als von den Wohnfunktionen. So können in den Nachbarschaften des Stadtviertels Muromachi, die die 32 Festwagen für den *yamaboko junkō* stellen – den großen Umzug, mit dem jährlich am 17. Juli eines der berühmtesten Feste Japans, das *Gion matsuri*, seinen Höhepunkt findet –, die *kōshi*-Fronten der Häuser herausgenommen werden, was die Zurschaustellung von *byōbu*-Stellschirmen und anderen Wertsachen während der Festtage erlaubt. *Machiya* des *daibei-zukuri*, die sich mit einer mit einem Tor versehenen Erdmauer (*daibei*) von der Straße abschirmen, sucht man dagegen vergeblich, auch wenn sie andernorts wie etwa in der Nähe des Kaiserpalastes durchaus häufig sind.

Bei näherem Hinsehen ist zwischen den in den verschiedenen Häusern befolgten traditionellen Sitten einige Varianz zu entdecken; Unterschiede z.B. in den ursprünglichen Herkunftsgebieten oder den buddhistischen Denominationen der einzelnen Haushalte schlagen sich hier nieder. Gemeinsam ist aber das Festhalten an durch viele Generationen überlieferten Bräuchen als solches, wogegen der Umzug in ein *manshon* schon fast zwangsläufig zu deren Aufgabe führt. Bedroht sind die alten Sitten aber auch dann, wenn ein *machiya* nicht mehr bewohnt, sondern einem nicht-traditionellen Zweck zugeführt wird. Ohne letzteres pauschal in Frage zu

stellen, betonen die erwähnten Bewohner immer wieder, daß das *hādo* [die „harte“, physische Seite] der *machiya*, das für die Architekten und kommerziellen Nutzer im Vordergrund steht, ohne das *sofuto* [die „weiche“ Seite der gelebten Traditionen] nicht auskommen kann und letzteres mehr Beachtung verdient.

Ebenso um den Inhalt statt um die Form geht es der bereits erwähnten Gruppe, die in Nishijin leerstehende *machiya* an Künstler vermittelt, doch ist ihr Traditionsbezug ein anderer. Gerade in diesem alten, heute in der Krise befindlichen Weberviertel waren die *machiya* früher nicht nur Wohnungen, sondern auch Arbeitsstätten, an denen die schönsten und kunstvollsten Stoffe Japans geschaffen wurden. Dies legt den Köpfen der Gruppe zufolge nahe, diese Häuser heute erneut zum Ort der Kreativität zu machen. Da *machiya* häufig sehr viel größer und höher sind als moderne Wohnungen, eignen sie sich für die vielfach noch jungen und wenig finanzkräftigen Bewohner und ihre schöpferischen Aktivitäten. *Machiya* werden bewußt gewählt und ob ihres geschichtlichen Flairs oder der Natürlichkeit des Holzes geschätzt. Aber dies bedeutet nicht die Rückkehr zu den Traditionen der Alteinwohner, die dieser größtenteils schon in Nachkriegshäusern und häufig nicht in Kyōto aufgewachsenen Generation ohnehin nicht mehr vermittelt worden sind. Statt dessen dekorieren die Künstler lieber mit indischen Götterpostern oder mit Second-Hand-Objekten. *Machiya* sind hier gewissermaßen das „Ethnische“ im eigenen Land. Wenn der „found art“-Aspekt allerdings zu sehr in den Vordergrund tritt und eine ausgediente Elektrogitarre die Fassade ziert, erzeugt dies bei den Anhängern ungebrochener *machiya*-Wohntraditionen doch Kopfschütteln.

Und schließlich findet sich auch noch die Ansicht, daß es ein Grundfehler der gesamten Diskussion ist, *machiya* ausschließlich *erhalten* zu wollen. Diese steht zum einen hinter den nicht selten durchsichtigen Versuchen, gewöhnlichen Fertighäusern mit wenigen Kunstgriffen etwas Lokalkolorit zu verschaffen und sie dann in Zeitungsanzeigen als „*kyō-machiya* des 21. Jahrhunderts“ zu präsentieren. Ein *kimono*-Großhändler und autodidaktischer Architekt in Nishijin, Ende 40 und selbst im Viertel aufgewachsen, geht in seiner Kritik am Erhaltungsdiskurs allerdings noch weiter. In seinen Augen macht es wenig Sinn, teures Geld für die Erhaltung ausgelegter Holzstrukturen zu verschwenden, die man in der Vergangenheit umstandslos abgerissen hätte. Er baut statt dessen neue *machiya*, aus Prinzip ausschließlich aus einheimischem Holz. Dabei kombiniert er herkömmliche Formen und Techniken mit modernen Annehmlichkeiten wie Schiebefenstern, Naßzellen und Fußbodenheizung und sorgt durch zusätzliche Pfeiler und Balken für größere Erdbebenfestigkeit. Auch in der Vergangenheit wurden ihm zufolge ständig neue *machiya* gebaut, und der

Anblick von frisch verarbeitetem Holz wurde dem von altem Material immer vorgezogen. Wahre Tradition ist es also, diesen Geist weiterzutragen, denn ohne ihn haben die *machiya* keine Zukunft.

6. ÄSTHETISCHE VORSTELLUNGEN

Die geschilderte Debatte darüber, welcher Traditionsbezug Legitimität beanspruchen kann, ist auf ihre Weise interessant; deutlich findet sie in einem Zeitalter statt, das das früher Selbstverständliche thematisieren und zum Teil auch exotisieren muß, um ihm Geltung zu verschaffen. Doch wird sie momentan noch fast vollständig von der Schwierigkeit überschattet, überhaupt Fortschritte bei der *machiya*-Erhaltung zu erreichen, und entsprechend ist den weitaus meisten dafür Engagierten selbst eine fragwürdige Renovierung lieber als der Abriß. Denn der Schwund schreitet ungeachtet der diskursiven Prominenz der Häuser machtvoll voran. Zum Teil mag dies auf eine gewisse Trägheit zurückzuführen sein: Es dauert, bis neue Werte sich nicht nur im Denken, sondern auch im Handeln niederschlagen. Doch gibt es auch gewichtige strukturelle Hindernisse.

Ein etwaiger ästhetischer Dissens in der Bevölkerung gehört nicht dazu. Denkbar wäre es ja, daß die *machiya*-Liebhaber eine kleine, aber lautstarke Minderheit sind, während eine Mehrheit von Anhängern der Moderne zwar schweigt, aber Fakten schafft. Um dies zu testen, übergab ich meinen Gesprächspartnern einen Satz von 90 bewußt breit ausgewählten Gebäudefotos aus Kyōto und bat sie darum, sie danach, wie gut bzw. schlecht das abgebildete Wohnhaus oder Zweckgebäude als Kyōtoer Architektur zu bewerten ist, in Gruppen zu sortieren. Insgesamt beteiligten sich 170 Personen aus allen Altersgruppen und Lebensbereichen an diesem Test, alle entweder Bewohner der Stadt oder in ihr beschäftigt. Ausgesprochene Vorlieben für moderne Architektur, für Neubauten, die mit den einheimischen Traditionen arbeiten, oder für die westliche Architektur der Vorkriegszeit kamen zum Vorschein, doch stehen den Freunden jedes dieser Stile unweigerlich auch Gegner gegenüber. Einigkeit zeigt sich hingegen in der Spitze – je älter und je eindeutiger japanisch Architektur ist, desto weiter oben rangiert sie in der allgemeinen Wertschätzung, und erst recht gilt dies, wenn Häuser wie eben die *machiya* diese Merkmale vereinen. Unter den *machiya* selbst sind es die klassischen, im unveränderten Vorkriegszustand belassenen Häuser, die am besten abschneiden. Aber auch noch die heruntergekommensten erfreuen sich einer höheren durchschnittlichen Wertschätzung als die Kyōtoer Werke internationaler Stararchitekten wie Andō Tadao oder Isozaki Arata. Ebenso große Einigkeit herrscht über die untersten Ränge – diese belegen im Verbund mit Park-



Abb. 7: Entwurf des zukünftigen Stadtbildes (*Shōrai no machinami no imēji*)
Quelle: Broschüre der Stadtverwaltung von Kyōto

haustürmen und *pachinko*-Salons die *manshon*-Hochhäuser. Diese Präferenzfolge gilt unabhängig von Alter und Geschlecht, und es waren keine konkurrierenden Richtungen des Architekturgeschmacks zu entdecken, obwohl das verwendete Auswertungsverfahren – eine eng an die *cultural consensus analysis* (Romney 1999; Romney, Weller und Batchelder 1986) angelehnte statistische Methode (Brumann 2001c) – sie auch bei nur schwacher Vertretung in der Personenauswahl hätte ermitteln müssen. Eine alternative, moderne Ästhetik mit nennenswerter Unterstützung in der Bevölkerung fehlt demnach. So ist es kein Wunder, daß auch die Stadtverwaltung in ihren Broschüren zur zukünftigen Entwicklung Kyōtos für den industriellen Süden zwar eine Hochhauskolonie (Kyōto-shi 1998b), für das historische Zentrum aber Architektur vorsieht, die sich an den *machiya* orientiert (Kyōto-shi 1998c; Abb. 7).

Interessanterweise scheinen gerade die professionellen baulichen Gestalter noch am ehesten von diesem allgemeinen Standard abzuweichen. Eine von Architekten zusammengestellte Sammlung herausragender Kyōtoer Architektur (Gyararī ma 1998) listet unter Hunderten von Gebäuden nicht einmal zwei Dutzend *machiya* auf, und auch in den Fachzeit-

schriften oder in einer jüngeren kritischen Bestandsaufnahme (Rakuchū Hizakuri-tai 1999) bleiben sie marginal. Dies hängt womöglich mit dem geringen Alter der Profession des Architekten in Japan zusammen, die erst in der Meiji-Zeit aus dem Westen importiert wurde. Vorher war der Hausbau den Zimmerleuten (*daiku*) überlassen, die die Baupläne in Abstimmung mit den Eigentümern entwickelten. Ihr Selbstbild war das von Handwerkern; und entsprechend sind auch die Baumeister der berühmteren *machiya* nicht selten unbekannt. Hingegen ist vor allem unter den selbständigen Architekten die Kreativität wie auch bei ihren westlichen Kollegen Teil des Berufsethos. Der Wunsch danach, „Werke“ zu schaffen und mit dem eigenen Namen zu verbinden, mag hier in Konflikt treten mit der Architektur der *machiya*, die wie schon erwähnt sehr stark normiert war und statt Auffälligkeit eher die fugenlose Verschmelzung mit dem Stadtbild suchte. Doch reicht diese mögliche Diskrepanz in den Wertesichten von Profis und Laien allein bei weitem nicht aus, um den anhaltenden *machiya*-Schwund zu erklären.

7. DIE BAUINDUSTRIE

Eher ist die japanische Bauindustrie ein entscheidender Faktor. Der Bau- markt wird beherrscht von landesweit operierenden Großkonzernen, den sogenannten *zenekon* [von *general contractor*]. Anders als etwa in Deutschland, wo Architekt und Baufirma zumindest nominell ihre gegenseitige Unabhängigkeit wahren müssen, vereinigen diese Firmen Immobilienhandel, Entwurf, Planung, Ausführung und Vertrieb unter einem Dach, so daß manchmal selbst hinter prominenten Bauten wie etwa dem Kyōto Hotel kein Architektename steht. Nur diese Firmen sind technisch in der Lage, *manshon*-Hochhäuser sowie kommerzielle und funktionale Großbauten zu errichten.

Im Markt für Einfamilienhäuser (*ikko-date*) ist daneben zwar eine Legion von kleineren Bauunternehmen tätig, aber auch hier geben die Großkonzerne mit ihren besonders preiswerten Fertighäusern (*purehabu*, von „prefabricated“) den Ton an (Abb. 8). Die heute verbreiteteste Bauweise ist die des *tsūbaihō* [eine Verballhornung von „two by four (inches)“], d.h. die aus Nordamerika importierte Methode der Errichtung eines für sich selbst nicht tragfähigen Holzgerüsts aus Latten der namensgebenden Dicke, die erst durch die Einbringung von Kunststoffpaneelen als Wände, Böden und Decken Stabilität gewinnt. Die Außenseite ist mit den sogenannten *shinken-zai* [„neuen Baumaterialien“] bedeckt, d.h. brandabweisenden Kunststoffen, die ihren für ein europäisches Auge äußerst befremdlichen Plastikcharakter nicht verbergen. Reparieren kann man diese Häuser



Abb. 8: Typisches *purehabu*-Fertighaus

Quelle: Foto: Christoph Brumann

nicht; sind sie einmal – wohl schon nach einigen Jahrzehnten – verwohnt, werden nur noch Abriß und Neubau bleiben. Trotz des hohen Anteils von Hauseigentümern in Japan ist der Markt für „gebrauchte“ Häuser nach wie vor klein, denn wo das Grundstück ohnehin ein Vielfaches des Hauses kostet, ist ein Neubau allemal zu leisten. Die Tatsache, daß seit kurzem auch dreistöckige Einfamilienhäuser (*sangai-date*) ohne Stahlbetongerüst zulässig sind, hat den Fertighäusern einen neuen Boom beschert. Zu ihrer Beliebtheit tragen moderne Anforderungen wie eine Garage bei, aber auch der Wunsch, den Kindern und eventuell mitwohnenden Großeltern genügend Platz zur Verfügung zu stellen. Alternativen sind vorhanden: Alles vom *machiya* klassischer Machart an kann man sich auch von den gewöhnlichen Baufirmen (*kōmuten*) errichten lassen. Die Preise liegen allerdings umso höher, je mehr Qualität und Handarbeit im Spiel sind.

Wie die Fertighäuser, so werden auch die *manshon* nach landesweit einheitlichen Mustern gebaut. Die üblichste Vorgehensweise ist die des *bunjō manshon*: Eine große *zenekon*-Firma kauft ein passendes, nicht zu kleines Grundstück auf, reißt den Baubestand ab und errichtet unter maximaler Ausschöpfung der zulässigen Höhe, Grund- und Wohnfläche ein Apartment-Hochhaus. Die Wohnungen werden dann einzeln verkauft, bis schließlich nur noch individuelle Eigentümer übrig sind und die Baufirma rechtlich keinerlei Verbindung mehr zu ihrem Produkt hat. Es ist klar, daß unter diesen Bedingungen die Profitabschöpfung das einzige Ziel ist; der Bauherr hat keinen Anlaß zur Rücksichtnahme. Gerade in Kyōto kommt es daher regelmäßig zu organisierten Protesten (*manshon hantai*) der Nachbarschaften, deren Plakaten und Bannern man bei einem Gang durch das Stadtzentrum immer wieder begegnet. Diese Proteste richten sich gegen die Beeinträchtigung von Stadtbild und Sonneneinstrahlung, aber meist mehr noch gegen die soziale Umwälzung durch die in großer Zahl hereinstömenden, am lokalen Leben häufig nicht interessierten Neueinwohner. Dagegen versuchen die Konzerne mit in Höhe von zwei bis drei Prozent des Gesamtbudgets bereits fest veranschlagten Schweigegeldern (*kaiketsu-kin*), Keile in die Nachbarschaft zu treiben. Kommt es nicht zu einer Einigung, sind manchen Baufirmen auch Drohungen und der Einsatz von *yakuza*-Schlägern nicht fremd (Ueno *et al.* 1995: 43-140). Solange sich der projektierte Bau im Rahmen der rechtlichen Grenzen bewegt, sind die kollektive statt klammheimlich-individuelle Annahme der angebotenen Gelder und kleinere Konzessionen bei Fassadengestaltung und Stockwerkzahl noch das Äußerste, was für die Nachbarschaft und ihren sozialen Frieden zu erreichen ist. Günstiger liegt der Fall, wenn die Eigentümer dieselben und vielleicht sogar im neuen Gebäude wohnen bleiben; dann ist angesichts der in Kyōto traditionellen Stärke der Nachbarschaftsbeziehungen

(Barry 1997: 210–241; Itō 1994; Iwai 1994: 188–191) mehr Rücksichtnahme zu erwarten.

Manshon wie auch *purehabu* kommen einem modernen Lebensstil entgegen. Heizung und Kühlung sind effektiver als in den alten Häusern, Boden- und Wandflächen pflegeleichter, und moderne Toiletten, Badezimmer und Einbauküchen sind von vorneherein vorgesehen. Auch wenn der Bedarf danach ständig sinkt, kann zudem mit *tatami*-Zimmern dem Bedürfnis nach Traditionalität entsprochen werden. Die bauliche Qualität der *manshon* ist allerdings oft nicht größer als die der Fertighäuser; die in den sechziger und siebziger Jahren errichtete erste *manshon*-Generation bewegt sich bereits auf die Grundsanierung zu. Und schon die Ausrichtung von Wohnblocks auf eine Lebensdauer von hundert Jahren – wie in einem Bauprojekt eines Bekannten – ist so ungewöhnlich, daß sie groß herausgestellt wird. Die als Holz- und Erdbauten vermeintlich anfälligeren *machiya* schneiden im Vergleich damit weit besser ab: Viele der direkt nach dem letzten Stadtbrand von 1864 errichteten *kyō-machiya* sind in guter Verfassung, und in Imai-chō in der Präfektur Nara stehen *machiya* aus dem 17. Jahrhundert.

Diese und andere Vorzüge der *machiya* wie die natürlichen Baumaterialien, das gegenüber den kleinen und niedrigen Zimmern moderner Wohnungen ganz andere Raumgefühl, ihre Gärten oder ganz allgemein ihr ästhetischer Reiz ließen sich sicherlich besser vermitteln, als es gegenwärtig geschieht. Aber von Ausnahmen wie Kyōto abgesehen fallen die traditionellen Häuser gegenüber *manshon* und *purehabu* zahlenmäßig kaum ins Gewicht. So ist es wenig verwunderlich, daß sich die großen Baukonzerne mit Erhaltung nicht abgeben und daß es ihnen stattdessen mit ihrer im Vergleich etwa zu Deutschland in den Massenmedien sehr viel präsenten Werbemaschinerie gelingt, das Wohnen in Neubauten als allgemeinen Standard zu verankern. Ebensovwenig überrascht es, daß die Neubauten nach landesweit einheitlichen Mustern gestaltet werden, denn jegliche Bemühungen um lokale Verträglichkeit fallen als zusätzliche Kosten ins Gewicht, so daß sie auch in Kyōto in den meisten Fällen unterbleiben. *Machiya*-Modernisierungen und der Bau von neuen Holzhäusern sind dagegen meistens die Sache kleinerer Baufirmen, Handwerker und selbständiger Architekten, die sich ähnliche Werbeetats nicht leisten können. So sind verbreitete Vorurteile wie die, daß *machiya*-Erhaltung grundsätzlich teuer ist, daß es dafür kaum mehr kompetente Handwerker gibt, daß ein moderner Wohnstandard nicht zu erreichen ist oder daß Holzbauten besonders feuer- und erdbebenanfällig sind, kaum zu überwinden. Einmal mehr zeigte sich dies nach dem Erdbeben von Kōbe: Die Fernsehbilder zusammengesackter Holzhäuser haben für viele Japaner deutlich demonstriert, daß dieser Bauweise nicht zu trauen ist. Daß es jedoch vor allem

die seit Jahrzehnten sich selbst überlassenen Gebäude in den ärmeren Vierteln waren, die einstürzten, während neuere und gut gepflegte Holzbauten das Beben oft problemlos verkrafteten (Nishizawa 1999), drang kaum durch. Auch im Baurecht hält sich die Skepsis gegenüber Holzarchitektur in Gestalt von undifferenzierten Restriktionen. Teure Anstrengungen müssen unternommen werden, um dort, wo wegen der vorgenommenen Zonierung Neubauten aus Holz verboten sind, Renovierungsmaßnahmen noch als „Umbauten“ (*kaichiku*) verkaufen zu können. Dies gilt auch dann, wenn das alte *machiya* von vollverglasten Bürohochhäusern eingeklemt ist, die selbst im schlimmsten Fall nicht mehr als ein paar Rußflecken davontragen würden. Ebenso verboten sind Neubauten, wenn sie keinen eigenen Eingang haben, sondern nur über einen alten Holzbau zugänglich sind. Damit ist vielen *machiya*-Eigentümern die Möglichkeit verwehrt, mit der Erhaltung des *mise*-Frontgebäudes zum Stadtbild beizutragen, aber auf dem hinteren Teil ihres Grundstücks modernen Wohnkomfort zu verwirklichen.

Ein Wiedererwachen des Interesses an der Holzarchitektur ist trotz allem festzustellen. Auch Architekten beschäftigen sich wieder stärker mit ihr, und nachdem Holzbauweise in der Universitätsausbildung jahrzehntelang gar nicht mehr unterrichtet wurde – so daß auch die (gewöhnlich selbständigen) Architekten, die *machiya*-Umbauten vornehmen, dies nicht gelernt haben –, gibt es jetzt wieder entsprechende Kurse. Auch in die Rechtslage kommt Bewegung; so sind jetzt Genehmigungen für hölzerne Neubauten auch in Verbotszonen in Aussicht gestellt, wenn diese z.B. mit Sprinkleranlagen genügend feuerfest gemacht werden, um bis zum Eintreffen der Feuerwehr durchzuhalten. Holzarchitektur und *machiya*-Renovierungen dürfen allerdings auch in Zukunft wohl kaum auf mehr als eine Randexistenz hoffen, denn die Akteure, die das architektonische Geschehen in Japan bestimmen, orientieren sich an nationalen Durchschnittswerten und -normen, auf die Ausnahmen wie Kyōto wenig Einfluß haben.

Man könnte Initiativen der Stadtverwaltung erwarten, die Baufirmen zu mehr Rücksichtnahme auf die Nachbarschaft sowie lokal angepaßten Materialien und Designs zu drängen. Bisher erfolgen diese jedoch kaum. Auch hier mag Trägheit am Werke sein, die Zeit also Wandel bringen, doch ist das „eiserne Dreieck“ aus Politikern, leitenden Bürokraten und großen Baufirmen sicherlich auch ein gewichtiger Faktor, der sich allerdings der teilnehmenden Beobachtung entzog. Informanten vermuteten dort immer wieder ungebührliche Nähe, wenn nicht offene Korruption zum Schaden der gewöhnlichen Bürger und kleinen Baufirmen, und es ist in der Tat schwer vorstellbar, daß Stadt- und Präfekturverwaltung in Kyōto – in punkto Transparenz ohnehin nicht zur Avantgarde

gehörig² – hier völlig anders funktionieren als in anderen japanischen Großstädten.

8. EIGENTUMSRECHT UND -VORSTELLUNGEN

Mehr noch als die Bedingungen der Bauindustrie wirkt sich jedoch die Rechtslage aus. Immer wieder von neuem überraschend ist, wie sehr eine Gesellschaft, die stereotyp des Kollektivismus und der Ich-Schwäche verdächtigt wird, die privaten Eigentumsrechte an Immobilien schützt. Die Möglichkeiten der Öffentlichkeit, den Umgang mit Gebäuden auf privaten Grundstücken zu reglementieren, sind im Vergleich zu europäischen Ländern und selbst den USA sehr gering. Die japanische Verfassung sieht im Fall überragenden öffentlichen Interesses die Möglichkeit der Enteignung von Immobilien gegen angemessene Entschädigung zwar vor; faktisch wird davon aber nur für große Infrastrukturprojekte wie etwa Flughäfen Gebrauch gemacht. Die bisherige Rechtspraxis wie auch wohl das Rechtsempfinden der Bevölkerungsmehrheit gehen davon aus, daß der Erhalt des Stadtbildes oder wertvoller Architektur kein solches überragendes öffentliches Interesse ist. In den Worten eines Kyōtoer Rechtsanwalts und Experten für Stadtbildfragen erstreckt sich das Eigentum an einem Grundstück nach oben bis in den Himmel und nach unten bis zum Erdmittelpunkt.

Dementsprechend läßt sich kein Gebäude in Japan ohne die ausdrückliche Zustimmung des Eigentümers unter Denkmalschutz stellen. Bei Tempeln, Schreinen und Palästen, die an ihren Eintrittsgeldern verdienen und von deren Abriß niemand profitieren würde, ist dies unproblematisch; wenn jedoch ein Gebäude noch bewohnt wird und womöglich durch den Wert des Grundstücks einen wesentlichen Teil des Familienvermögens bildet, sperren sich die Eigentümer zumeist auch dann gegen solche Ansinnen, wenn sie prinzipiell ihr Haus erhalten wollen. Zu gering sind die Vorteile: Grund- und Erbschaftssteuerverleichterungen werden nur auf Antrag gewährt, und man kann sich angesichts japanischer Werte und Normen unschwer vorstellen, daß das hierfür erforderliche Eingeständnis finanzieller Bedürftigkeit schwerfällt. Finanzhilfen für die erforder-

² Ein landesweites Bündnis von mit Informationstransparenz (*jōhō kōkai*) befaßten Bürgerinitiativen ordnete Kyōto 1999 in dieser Hinsicht nur auf den 38. Rang von insgesamt 47 Präfekturen ein (*Kyōto Shinbun* 01.08.1999). Auch bezüglich der Stadtverwaltung häuften sich während meiner Feldforschung Nachrichten über geringe Auskunftsbereitschaft, z.B. zu erhaltenen Einladungen und Geschenken.

derlichen Reparaturen erfolgen grundsätzlich nur als Zuschüsse. Der zur Verfügung stehende Etat der Stadt Kyōto stagniert seit einem Jahrzehnt, was mehrjährige Wartezeiten erforderlich macht. Hinzu kommen unausgesprochene soziale Verpflichtungen für die Eigentümer; Besichtigungswünsche von Honoratioren etwa lassen sich nicht mehr so leicht abweisen, wenn man vorher öffentliche Unterstützung angenommen hat. Entsprechend gering ist die Zahl der denkmalgeschützten Häuser, denen ein Vielfaches an Gebäuden ähnlichen Ranges gegenübersteht, die nicht zum *bunkazai* erklärt worden sind. Immer mehr verlegt sich das zuständige Büro der Stadt auf die Ernennung von sogenannten *tōroku bunkazai* [(vom Eigentümer) „eingetragene Denkmäler“], d.h. auf eine staatliche Schutzkategorie, die rein symbolisch ist und weder Rechtsverbindlichkeit noch finanzielle Unterstützung einschließt.

Ähnlich machtlos wie der Denkmalschutz ist auch die Stadtplanung in Kyōto. Zwar ist im Laufe der Jahre ein sehr komplexes System von abgestuften Schutzzonen entwickelt worden, das 1996 noch einmal ausgeweitet wurde. Jede der Zonen sieht bestimmte Beschränkungen der Gebäudehöhe, -form, -farbe und -materialien sowie der zulässigen Grund- und Wohnfläche vor (Kyōto-shi 1996b, Kyōto-shi 1997b). Fraglos sind dies die restriktivsten Vorschriften irgendeiner japanischen Millionenstadt, und der Schutz der umliegenden Hügel und der berühmten Tempel vor Hochbauten in der direkten Umgebung ist selbst Kritikern zufolge mittlerweile weitgehend gewährleistet. Gerade aber im historischen Zentrum, wo die meisten *machiya* stehen, gelten sehr großzügige Baugrenzen. In den siebziger Jahren wurde fast die gesamte Innenstadt zum nicht weiter differenzierten Geschäftsbezirk (*shōgyō chiku*) erklärt, ungeachtet der Tatsache, daß abgesehen von den Hauptstraßen die Wohnnutzung überwiegt und meist nur Klein- und Mittelbetriebe mit begrenztem Raumbedarf vorhanden sind. Gebäudehöhen von 31 Metern, entlang der Hauptstraßen sogar von 45 Metern – weit jenseits der tatsächlichen Durchschnittswerte – sind demnach legal, solange die Geschoßfläche ein bestimmtes Verhältnis zur Grundstücksfläche nicht überschreitet. Auch die Rücksichtnahme auf das „Recht auf Sonnenlicht“ (*nisshō-ken*) für die Nachbarn, die in einem offiziellen Wohnbezirk notwendig wäre, entfällt. Ein benachbartes *machiya* mit einem zehnstöckigen *manshon* in den Dauerschatten zu verbannen ist daher weder illegal noch selten (Abb. 9). Wiederholt ist eine Verschärfung der Bestimmungen diskutiert worden, und auch eine kürzlich einberufene Stadtbild-*shingikai* [Expertenkommission] hat gleich in ihrer konstituierenden Sitzung erneut die Frage nach der Zonierung aufgeworfen (*Kyōto Shinbun* 16.01.2001). Doch sind gerade die Beamten des erwähnten Zentrums für Stadtgestaltung, die sich gegen restriktivere Bauregeln aussprechen. Jeder Versuch, sie zu etablieren – so ihr Argument – würde auf den



Abb. 9: *Machiya* neben *manshon*-Wohnblock im Stadtzentrum

Quelle: Foto: Christoph Brumann

Widerstand zumindest eines Teils der Bewohner stoßen und damit mehr an Gesprächsatmosphäre zerstören, als an konkreten Fortschritten zu erzielen wäre.

Ganz gleich, ob dies nur eine Schutzbehauptung ist – ein gewisses Maß an Protest wäre gewiß, und zwar nicht nur von Maklern, Investoren und

Baufirmen, sondern auch von gewöhnlichen Bürgern. Die rechtliche Freiheit des Bodeneigentümers stützt sich auf ein in Japan verbreitetes Gefühl, daß dies der natürliche und gute Zustand der Dinge ist. Dazu beitragende Faktoren sind nicht schwer zu finden: Zum einen ist in einem Land, das regelmäßig von Erdbeben, Taifunen und Bränden heimgesucht wurde und wird, Grund und Boden tatsächlich unvergänglicher und daher als Investition verlässlicher als die darauf stehenden Gebäude. Zum anderen sind Bau- und Ackerland schon aufgrund der Topographie knapp, so daß der Bedarf immer schon das Angebot überstieg und um 1990 zu einer Immobilien-Spekulationsblase führte, deren Platzen das ganze Land in die Krise gerissen hat. Auch der schon ein Jahrzehnt anhaltende Preisverfall ändert nichts daran, daß vor dem Hintergrund der wohl immer noch höchsten Bodenpreise der Welt Land zuvorderst als Vermögenswert gesehen wird. Zudem ist eigenes Landeigentum für viele Japaner eine noch junge Erfahrung – vor der Bodenreform der Nachkriegszeit waren Immobilien sowohl auf dem Land als auch in den Städten in den Händen einer Minderheit konzentriert. Dies mag die Bereitschaft verringern, Einschränkungen eines mühsam erworbenen Stücks Unabhängigkeit hinzunehmen.

Diese allgemeine Haltung macht sich nicht nur in der Gesetzeslage, sondern auch in der alltäglichen Rechtspraxis bemerkbar. Die Bauauflagen in Kyōtos Schutzzonen lassen oft die Wahl zwischen einer Ideallösung und einer kostengünstigeren Alternative; wenn z.B. ein *machiya*-artiges Spitzdach empfohlen ist, läßt sich dieses durch eine leichte Abschrägung der Oberkante der Vorderfront – bei ansonsten konventionell-quaderförmiger Bauweise – ersetzen. Fast immer wird in solchen Fällen das preisgünstigere Verfahren gewählt. Kleinere Verstöße gegen die in den Kyōtoer Schutzzonen geltenden Baugrenzen sind an der Tagesordnung, wie mir von Opfern wie Tätern wiederholt berichtet wurde. Wichtig ist dabei, nicht zu offen vorzugehen; werden Übertretungen bemerkt und gerügt, ist erst einmal eine längere Baupause und dann ein vorsichtiger Neuanfang nötig. Die Stadtverwaltung organisiert zwar Patrouillengänge, doch gab ein beteiligter Beamter an, daß die meisten Fälle aufgrund von fremden Meldungen verfolgt werden (und demnach höchstwahrscheinlich gar nicht, wenn sich der Bauherr mit den Nachbarn gut steht). Kommt es zum Prozeß, haben auch die Richter letztendlich Verständnis für das Bemühen einer Familie, aus dem mit all ihren Ersparnissen erworbenen, stets zu kleinen Grundstück das Maximum an Lebensraum herauszuholen. Der Abriß eines illegalen Gebäudes wird kaum jemals verfügt; eher werden Geldstrafen verhängt, gewissermaßen als – oft schon einkalkulierter – Teil der Baukosten.

Auch die meisten *machiya*-Bewohner wünschen die möglichst uneingeschränkte Verfügung über ihr Eigentum. In den großen Häusern, die in

der Vergangenheit Handel betrieben, wirkt dabei oft noch das Unabhängigkeits-Ethos der *chōnin* [Städter, speziell die Kaufleute] als Familienerbe. Als Mitte der neunziger Jahre eines der prächtigsten *machiya* Kyōtos abgerissen werden sollte, um einem *manshon* Platz zu machen, versuchten einige Stadtbild-Aktivist*innen, mit einem internationalen Aufruf die Erhaltung zu erreichen, und drängten die Stadt, das Gebäude anzukaufen. Dies blieb erfolglos, und mehr als einmal hörte ich die Vermutung, daß der Protest und die so verursachte öffentliche Aufmerksamkeit die Eigentümerfamilie in ihrem Entschluß eher noch bestärkt hat. Keiner der Besitzer ähnlich hochklassiger *machiya* bestritt trotz teilweise großen Bedauerns über den Verlust des Hauses das Recht der Familie auf Verkauf und Abriß; die Sorge um das persönliche Vermögen habe vorzugehen. Auch der Umstand, daß eines der Mitglieder der – ihrerseits alteingesessenen – Familie dem Organisationskomitee eines berühmten Festes angehört und daher eigentlich ein Verteidiger der Tradition sein müßte, änderte daran nichts. Die Stadtverwaltung sah das *machiya* ebenfalls vornehmlich als Vermögenswert. Dieses spezielle Haus aufzukaufen hätte einen Präzedenzfall geschaffen, und gleiche Privilegien wären anderen Eigentümern dann nicht mehr zu verwehren gewesen.

Hinzu kommt noch, daß es manchen *machiya*-Eigentümern schwerfällt, ihr Haus in derselben Weise wie Außenstehende als abstraktes Stück Tradition zu sehen. Vielfach ist die Familie schon seit mehreren Generationen mit dem Haus verhaftet – 14 war unter meinen Gesprächspartnern der Rekord. Einen solchen persönlichen Erinnerungsraum an Fremde abzugeben oder gar öffentlich zugänglich zu machen fällt mitunter schwerer, als ihn zerstört zu sehen. Und selbst wo solche Anhänglichkeit nicht im Wege steht, wird häufig die öffentliche Aufmerksamkeit gescheut, die es mangels etablierter Vermittlungssysteme bedeuten würde, einen erhaltungswilligen Käufer zu suchen. Ein Abriß in aller Stille ist fast immer die unkomplizierteste Lösung.

Daher ist der in der Erhaltungsbewegung gelegentlich zu hörende Slogan *machiya wa minna no mono* [„*machiya* gehören uns allen“] auch nicht wörtlich zu nehmen. Die Sicht der *machiya* als Privatangelegenheit ist nach wie vor fest verankert, und sei es auch nur indirekt als Annahme darüber, wie man selbst zwar nicht mehr denkt, aber eben doch alle anderen. In dieser Weise argumentieren z.B. die Stadtbeamten, die den häufigen Forderungen nach dem Einsatz von Steuergeldern für die *machiya*-Erhaltung mit dem Einwand begegnen, daß sie dies selbst zwar begrüßen würden, sich die Eigentümer gewöhnlicher Häuser über diese Förderung privater Vermögen aber beschweren könnten. Anzeichen für ein Umdenken fehlen allerdings nicht völlig. Eine von der Stadt in Auftrag gegebene Umfrage erbrachte mehr als 60 Prozent Zustimmung zu der Forderung,

daß öffentliche Anstrengungen zur *machiya*-Erhaltung unternommen werden sollten; und dies trotz einer Formulierung,³ die den Einsatz von Steuergeldern nahelegt (Kyōto-shi 1998a: 58–59). Auch in einer eigenen Umfrage zu Stadtbildproblemen, die ich kurz vor Ende meiner Forschung an mehr als 400 Personen verteilte und von 210 zurückerhielt, war die Zustimmung zu strikteren Höhengrenzen, zu einer Stiftung zum Aufkauf historisch wertvoller Gebäude (in der Art des britischen *National Trust*), zu einem nationalen Gesetz, daß gegen angemessene Entschädigung die Erhaltung historischer Bausubstanz erzwingbar machen würde, und zur Verwendung öffentlicher Gelder für die Erhaltung höher als erwartet. Dies betraf die Stadtbildaktivisten weit mehr als die *machiya*-Eigentümer und die Alteinwohner der zentralen Nachbarschaften, entsprach aber in jedem Fall nicht der so oft geäußerten Befürchtung, daß alle Einschränkungsversuche nichts als Ablehnung hervorrufen werden.

9. SCHLUSSBETRACHTUNG

Hinter der Alternative *machiya* vs. *manshon* stehen völlig unterschiedliche Perspektiven hinsichtlich Haushalt und Generationsfolge, die sich durch den tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel der Nachkriegszeit ergeben haben. *Machiya* waren nicht nur für die Erbauer, sondern auch für die zukünftigen Generationen und den fortdauernden Erfolg des Familienunternehmens gedacht; meist sind sie auch mit dem Familiennamen und dem Suffix *-ke* (für Haus) benannt (etwa „Sugimoto-ke“ oder „Noguchi-ke“). Dagegen demonstrieren *manshon* schon mit ihren Namen, daß sie sich in jeder Hinsicht von diesem Kontinuitätsideal abgewandt haben: Nicht selten fremdsprachlich-prätentiös, wie etwa in „Kawaramachi Garden Heights“, wird vielleicht ein Ort genannt, aber selbst dann, wenn das Gebäude einen einzelnen Eigentümer hat, niemals dessen Name. In *manshon* zieht, wer gerade nicht mehr mit der Elterngeneration zusammenwohnen will oder kann, und in der Regel sind sie von vorneherein als Durchgangsstation auf dem Weg zum Einfamilien-Neubau (*ikkodate*) gedacht. Und weder *manshon*-Wohnung noch Einfamilienhaus können dar-

³ „Aktive Erhaltungs- und Wiederbelebungsmaßnahmen ergreifen“ (*hozen/saisei no tame no sekkyokuteki na shisaku o okonau*; 57,6 Prozent) statt der Alternativen „dem Willen der Eigentümer überlassen“ (*shoyūsha no ikō ni makaseru*; 33,3 Prozent) und „aktiv die Ersetzung durch Neubauten vorantreiben“ (*atarashii tatemono e no tatekae o sekkyokuteki ni susumeru*; 5,8 Prozent). Zu beachten ist hier außerdem, daß die Entscheidung für die zweite Möglichkeit Sympathien für die erste logisch nicht unbedingt ausschließt.

auf hoffen, von den eigenen Kindern übernommen zu werden, denn diese werden in der Regel auf der Basis von Bildung statt ererbter Familienunternehmen andere Karrieren als ihre Eltern verfolgen, häufig auch an anderen Orten. Über die eigene Lebensspanne hinaus zu bauen macht da wenig Sinn, und die geringe Haltbarkeit der Neubauten wie auch die Vernachlässigung der noch stehenden Wohn-*machiya* ist die logische Folge.

Paradoxerweise scheint die Rettung der verbleibenden *machiya* heutzutage nicht selten ebenfalls aus der Abkehr vom alten *ie*-Ideal zu erwachsen, etwa durch die Auslagerung der Wohnfunktion und die rein kommerzielle Nutzung, aber auch durch die zunehmende, nicht mehr wie früher an Rang und Prestige der Gäste orientierte Öffnung der Häuser nach außen hin: In den größeren noch bewohnten *machiya* gehören Ausstellungen, Konzerte, Besichtigungen und Kochen für Gäste mittlerweile zu den ernsthaften Optionen und schränken die wenigen verbliebenen Bewohner räumlich kaum ein. Aber auch darüber hinaus scheint es, daß *machiya* gerade dann erhalten bleiben, wenn eine Familie gar nicht mehr vorhanden ist oder nicht mehr alle ihre Mitglieder unter Kontrolle hat. Die große Zahl von unverheirateten oder verwitweten Frauen unter den Haushaltsvorständen der *machiya*, gerade auch unter den in der Erhaltungsbewegung engagierten, ist auffällig. In ihrem Fall können firmenbedingte Ortswechsel des Ehemanns oder die Sorge um die finanzielle Zukunft der Kinder nicht zwischen die Häuser und ihre Bewohner treten. Zwei dieser Frauen – beide in den 50ern und im *machiya* aufgewachsen, beide mit künstlerischen Ambitionen und maßvoll unkonventionellen Wertsichten – erzählten mir dramatische Geschichten über ihre Konflikte mit den verheirateten Geschwistern, die – selbst schon ausgezogen – bemüht waren, das Elternhaus zu Geld zu machen. In beiden Fällen kam es zu Rechtsstreitigkeiten, also einem dem Ideal der *ie*-Harmonie diametral entgegengesetzten Verhalten, und würde dieses Leitbild noch in alter Form gewirkt haben, stünden die Häuser wohl nicht mehr. So haben zwar in der Vergangenheit große, als Einheiten handelnde Familien die *kyō-machiya* erhalten, aber heute scheint gerade das Gegenteil ihr bester Schutz zu sein.

All die genannten Bedingungen sind schwerwiegende Hindernisse für eine Bewahrung der *machiya* und ihrer Traditionen. Die scheinbar paradoxe Situation in Kyōto – hier Verklärung, dort fortschreitendes Verschwinden – wird darum sicherlich auch in den nächsten Jahren anhalten. Bemerkenswert ist aber wohl weniger, daß der *machiya*-Boom sich nicht durchsetzt, sondern daß er überhaupt stattfindet. Schließlich hat die materielle Kultur Japans in den letzten Jahrzehnten in vielen Lebensbereichen eine so gut wie vollständige Transformation erfahren, ohne daß bislang ein wirklich verbreitetes Bedauern darüber zu spüren wäre. Wo die alten Dinge fortleben, tun sie es häufig als bewußt so klassifizierte und nicht selten

inszenierte „Tradition“. Die durch und durch gegenwärtigen sozialen Interessen, denen ihre „Erfindung“ – im Sinne Hobsbawms und Rangers (1983) – dann dient, sind nicht schwer zu ermitteln (Creighton 1997; Ivy 1995; Vlastos 1998), und die Zugriffsweise der so beliebten *tēma pāku* [Themenparks] ist im Umgang mit der Vergangenheit oft nicht weit (Hendry 2000). Auch in den bisherigen stadthnologischen Untersuchungen zum Thema Tradition in Japan haben die sozialen Funktionen des Alten für die Gegenwart im Vordergrund gestanden. So stellt Bestor fest, daß die Tōkyōer Nachbarschaft „Miyamoto-chō“ trotz ihrer vielen „traditionellen“ Bräuche und Feste keineswegs in der suggerierten Kontinuität zum präindustriellen Gemeinschaftsleben steht, sondern sich die kleinen Ladenbesitzer und Familienunternehmer des Traditionalismus bedienen, um sich im symbolischen Wettstreit mit der „neuen“ Mittelklasse der Büroangestellten zu behaupten (Bestor 1989: 256–268). Und Robertson demaskiert die in Kodaira vor den Toren Tōkyōs verbreiteten Bezüge auf die drei Jahrhunderte zurückliegende Pionierzeit der Landgewinnung ebenfalls als Versuch, diese zur Schlafstadt herangewachsene Gemeinde als „altes Heimatdorf“ (*urusato*) zu romantisieren und ihren Bewohnern ein Gemeinschaftsgefühl zu verschaffen (Robertson 1992).

Man sollte erwarten, daß die *kyō-machiya* als Traditionsobjekte in der „traditionellsten“ aller japanischen Städte ganz im Zeichen dieses Diskurses stehen und daß auch die für ihren Erhalt Engagierten sich seiner bedienen. Denn an nostalgischer Verklärung Kyōtos ist kein Mangel, und den als *nihonjin-ron* [Japaner-Theorien] bekannten Einmaligkeitsdiskursen (Dale 1986; Hijiyama-Kirschner 1988; Miller 1983; Yoshino 1992) steht mit den *Kyōto-ron* [Kyōto-Theorien] eine lokale Variante gegenüber, mitunter mit denselben, meist konservativen Protagonisten wie etwa dem Philosophen Umehara Takeshi. Und tatsächlich werden die *machiya* in Sonntagsreden des Bürgermeisters als Hinterlassenschaft des *machishū* [Stadtvolk] der Kaufleute und Handwerker gedeutet, das mit seinem autonomiebewußten Großtaten – wie etwa der Gründung der ersten japanischen Grundschulen kurz nach der Meiji-Restauration – in die Ahnenreihe der heutigen Stadtregierung gestellt wird. Eine deutliche soziale Funktion hat die Traditionalität auch im Rahmen des Prestigestrebens des ein oder anderen Bewohners der größeren *machiya*, in dem der Wunsch zu spüren ist, sich im verbliebenen Glanz der alten Kaufmannsfamilien zu sonnen.

Doch fällt gerade bei den engagierteren Trägern der *machiya*-Bewegung auf, wie wenig die Häuser zur Bildung oder Stützung kollektiver Identitäten benutzt werden. Die Ansichten und Motive der mit den Häusern Befassten sind einfach zu vielfältig, um sie auf einen simplen sozialen Nenner zu bringen, und der nostalgische Blick – wie etwa in der Betonung der

offenbar als paradox empfundenen Tatsache, daß sich ein *machiya*-Bewohner mit dem Internet beschäftigt (*Asahi Shinbun* 17.07.2000) – wird am ehesten von Außenstehenden an die *machiya* herangetragen. Auch hat niemand jemals in meiner Gegenwart einem *machiya*-Zerstörer unterstellt, „kein richtiger Japaner/Kyōtoer“ zu sein. Womöglich sind die Häuser dazu selbst jetzt noch nicht populär und unumstritten genug, und Wohnen und Grundbesitz gelten ja ohnehin – wie ausgiebig dargestellt – zuvorderst als Privatangelegenheit. Weit deutlicher als erwartet geht es den *machiya*-Erhaltern aber auch um die alten Dinge an sich. Sie verspüren in diesen Qualitäten, die sich wenigstens zum Teil auch ohne soziale Verstärkung mitteilen und die der modernen materiellen Kultur der *manshon* und *purehabu* (und nicht nur dieser) in den Augen einer wachsenden Zahl von Japanern fehlen. Die Freude an den Dingen und ihrer Kontinuität ist hier mehr als bloß eine verkappte Freude an der Gemeinschaft.

LITERATURVERZEICHNIS

- Asahi Shinbun* (17.07.2000): Tensei jingo [Kolumne]. Morgenausgabe.
- Berry, Mary Elizabeth (1997): *The Culture of Civil War in Kyoto*. Berkeley: University of California Press.
- Bestor, Theodore C. (1989): *Tokyo Neighborhood*. Stanford: Stanford University Press.
- Brumann, Christoph (2001a): Die Stadt als Feld: Ethnographische Feldforschung in Kyoto. In: Gössmann, Hilaria und Andreas Mrugalla (Hg.): *11. Deutschsprachiger Japanologentag in Trier 1999. Band 1: Geschichte, Geistesgeschichte / Religionen, Gesellschaft, Politik, Recht, Wirtschaft*. Hamburg: Lit Verlag, S. 595–606.
- Brumann, Christoph (2001b): Die Blumen von Edo: Zur Brandgeschichte japanischer Städte. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hg.): *Feuer*. Köln: Wienand (im Druck).
- Brumann, Christoph (2001c): Stamm – Volk – Ethnizität – Kultur: Die aktuelle Diskussion. In: Rieckhoff, Sabine und Ulrike Sommer (Hg.): *Auf der Suche nach Identitäten: Volk – Stamm – Kultur – Ethnos. Internationale Tagung 8.–9.12.2000, Leipzig. (British Archaeological Reports, International Series.)* Oxford (im Druck).
- Creighton, Millie (1997): Consuming Rural Japan: The Marketing of Tradition and Nostalgia in the Japanese Travel Industry. In: *Ethnology* 36, S. 239–254.
- Dale, Peter N. (1986): *The Myth of Japanese Uniqueness*. London: Croom Helm/New York: St. Martin's Press.

- Goyō (2001): *Kamogawa hodōkyō* [Die Fußgängerbrücke über den Kamogawa]. <http://www.ijnet.or.jp/goyou/kyoto/pont/index.html>
- Gyaranī ma (1998): Kenchiku MAP Kyōto/The Architectural Map of Kyoto. Tōkyō: Toto Shuppan.
- Hanako West (1999): „Machiya“ no o-mise [Machiya-Läden]. In: *Kyōto Shūmatsu Annai* [Kyōto-Wochenendführer], Sonderheft der Zeitschrift *Hanako West*, 111, November 1999, S. 8–19.
- Hendry, Joy (2000): *The Orient Strikes Back: A Global View of Cultural Display*. London: Berg.
- Hijiyā-Kirschnerreit, Irmela (1988): Sprache und Nation: Zur aktuellen Diskussion um die sozialen Funktionen des Japanischen. In: Dies. (Hg.): *Das Ende der Exotik: Zur japanischen Kultur und Gesellschaft der Gegenwart*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 62–96.
- Hobsbawm, Eric und Terence Ranger (Hg.) (1983): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hoffman, Steven M. (1996): *The Influence of Citizen/Environmental Groups Upon Local Environmental Policy Process in Japan*. Unveröffentlichte Dissertation, University of Wisconsin-Madison.
- Hyūga, Susumu (1998): *Kinsei Kyōto no machi · machiya · machiya daiku* [Stadt, machiya und machiya-Zimmerleute im frühneuzeitlichen Kyōto]. Kyōto: Shibunkaku Shuppan.
- Iida, Akira und Nanbu Takao (1992): *Rekishi toshi Kyōto no hozon – saisei no tame ni* [Für den Erhalt und die Wiederbelebung der historischen Stadt Kyōto]. Kyōto: Bunrikaku.
- Itō, Munehiro (1994): Chōgumi to jichi. In: Bukkyō Daigaku (Hg.): *Kyōto no rekishi 3: Machishū no yakudō* [Kyōtos Geschichte 3: Das Stadtvolk wird aktiv]. Kyōto: Kyōto Shinbunsha, S. 153–174.
- Ivy, Marilyn (1995): *Discourses of the Vanishing: Modernity, Phantasm, Japan*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Iwagami, Tsutomu (1994): *Kyō no atarimae* [Kyōtoer Selbstverständlichkeiten]. Kyōto: Kōrinsha.
- Iwai, Tadakuma (Hg.) (1994): *Machi to kurashi no Kyōto-shi: Genshi kara kindai made* [Kyōtos Stadt- und Lebensstilgeschichte: Von den Ursprüngen bis zur Vormoderne]. Kyōto: Bunrikaku.
- Kanzaki, Junichi und Shintani Akio (1998): *Kyō-machiya*. Kyōto: Mitsumura Ssuikō Shoin.
- Kasai, Kazuko (1999): *Kyō no daiku tōryō to shichinin no shokunin-shū* [Ein Kyōtoer Zimmermanns-tōryō und sieben Handwerker]. Tōkyō: Sōshisha.
- Kimura, Manpei (1999): *Kamogawa no keikan ha mamorareta: „Pon de zāru“ shōri no kiroku* [Das Stadtbild des Kamogawa blieb erhalten: Chronik des Sieges über den „Pont des Arts“]. Kyōto: Kamogawa Shuppan.

- Kojima, Fusae (1998): *Kyō-machiya no shunkashūto: Gion matsuri yamaboko-chō ni kurashite* [Die vier Jahreszeiten im *kyō-machiya*: Leben im Viertel der Gion-matsuri-Festwagen]. Tōkyō: Bun'eidō.
- Kojima, Masako, Kojima Tokuzō, Kijima Hajime und Kojima Fusae (1999): *Aru kyō-machiya no hyakunen* [Hundert Jahre eines *kyō-machiya*]. Tōkyō: Tōdosha.
- Kyō-machi Kōbō (2001): *Kyō-machiya machizukuri chōsa: Shūkei kekka* [Kyō-machiya-Stadtgestaltungsuntersuchung: Gesamtergebnis]. <http://web.kyoto-inet.or.jp/org/kyoto-ws/sub4-0syukei.htm>
- Kyōto Machiya Saito Seisaku Inkai (2001): *Kyōto machiya kaidō* [Kyotos *machiya*-Straße]. <http://www.machiya.ne.jp/>
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Bunka Kankōkyoku Bunkabu Bunkazai Hogoka) (1992): *Kyōto-shi no bunkazai: Kyōto-shi shitei/tōroku bunkazai. Kenzōbutsu · bunkazai kankyō hozon chiku* [Die *bunkazai* der Stadt Kyōto: Städtische *shitei bunkazai* und *tōroku bunkazai*. Gebäude und Denkmalsumgebungen]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Toshi Keikakukyoku) (1996a): *Kyō no dentōteki kenzōbutsu-gun hozon chiku/Preservation Districts for Groups of Historic Buildings in Kyōto*. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Toshi Keikakukyoku Toshi Keikanbu) (1996b): *Kyō no shigai-chi keikan: Hozon · saisei · sōzō* [Kyōtos Stadtbild: Bewahrung – Wiederbelebung – Phantasie]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Sōgō Kikakukyoku Seisaku Kikakushitsu) (1997a): *Ta-toshi to hikaku shi izen takai senzen jūtaku-ritsu* [Verglichen mit anderen Städten nach wie vor hoher Anteil an Vorkriegswohnungen] <http://www.city.kyoto.jp/sogo/seisakukikaku/vision21/midrep/san-5.html>
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Toshi Keikakukyoku Toshi Kikakubu Toshi Keikakuka) (1997b): *Kyōto-shi no toshi keikaku* [Die Stadtplanung Kyōtos]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Sōmukyoku Sōmubu Gyōsei Kaikakuka) (1998a): *Nijūisseiki · Kyōto no gurando bijon: Shimin sanman-nin ankēto chōsa hōkokusho* [Kyōtos „Grand Vision“ für das 21. Jahrhundert: Bericht über eine Meinungsumfrage unter 30.000 Bürgern]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Toshi Keikakukyoku Toshi Kikakubu Toshizukuri Suishinka) (1998b): *Nanbu sōzō: Machizukuri puran* [Fantasie für den Süden: Stadtgestaltungsplan]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Toshi Keikakukyoku Toshi Kikakubu Toshizukuri Suishinka) (1998c): *Toshin saisei: Machizukuri puran* [Wiederbelebung für das Zentrum: Stadtgestaltungsplan]. Kyōto: Kyōto-shi.
- Kyōto-shi (= Kyōto-shi Sōgō Kikakukyoku Seisaku Suishinshitsu Seisaku Kikakuka) (2001): *Kyōto-shi kihon keikaku* [Masterplan für die Stadt

- Kyōto]. <http://www.city.kyoto.jp/sogo/seisakukikaku/vision21/keikaku/sakutei/index.html>
- Kyōto Shinbun* (24.12.1998): Heisei 10-nen Kyōto no dekgoto: 10-dai-nyūsu [Kyōtoer Ereignisse 1998: Die zehn wichtigsten Nachrichten]. Morgenausgabe.
- Kyōto Shinbun* (31.12.1998): Heisei no dai-nyūsu [Die wichtigsten Nachrichten der Heisei-Epoche]. Morgenausgabe.
- Kyōto Shinbun* (26.03.1999): ‚Tochi shinwa no hōkai‘ arata: Baburu-zen kakaku mo waru [Neuerliche „Zerstörung des Bodenmythos“: Preisniveau vor der „bubble“ unterboten]. Internetausgabe: <http://www.Kyoto-np.co.jp/kp/topics/99mar/26/05.html>
- Kyōto Shinbun* (01.08.1999): Todōfuken gikai jōhō kōkai-do: Kyōto wa 38-i, 33-ten [Informationstransparenz der Präfekturversammlungen: Kyōto mit 33 Punkten auf dem 38. Rang]. Morgenausgabe.
- Kyōto Shinbun* (20.09.2000): Kyōto no kijun chika geraku-haba: Shōgyō-chi shukushō, jūtaku-chi kakudai [Fallgeschwindigkeit der Kyōtoer Grundstückspreise: Schrumpfung in Geschäftsbezirken, Anstieg in Wohngebieten]. Internetausgabe: <http://www.kyoto-np.co.jp/kp/topics/2000sep/20/02.html>
- Kyōto Shinbun* (2001): Kamogawa hodōkyō kensetsu keikaku [Der Plan zum Bau einer Brücke über den Kamogawa]. http://www.kyoto-np.co.jp/kp/special/bridge/kamo_index.html
- Kyōto Shinbun* (16.01.2001): Kyōto-rashii machi no arikata wa? „Machinami-ban“ ga hossoku [Wie sollte eine kyōtotypische Stadt aussehen? Start der „Stadtbild-Wächter“]. Internetausgabe: <http://www.kyoto-np.co.jp/kp/topics/2001jan/16/12.html>
- Kyōto Shinbunsha (Hg.) (1995): *Kyō no machiya kō* [Überlegungen zu den Kyōtoer *machiya*]. Kyōto: Kyōto Shinbunsha.
- Miller, Roy A. (1983): *Japan's Modern Myth: The Language and Beyond*. New York: Weatherhill.
- Morse, Edward S. (1972): *Japanese Homes and Their Surroundings*. Rutland, Vt. und Tōkyō: Tuttle. (Originalausgabe 1885)
- Munemasa, Isoo und Moriya Katsuhisa (1986): *Kyōto saijiki* [Der Kyōtoer Festkalender]. Kyōto: Tankōsha.
- Nakamura, Masao (1994): *Kyō no machiya* [Kyōtos *machiya*]. Kyōto: Kawara Shoten.
- Nishikawa, Mō, Sugimoto Hidetarō und Nakamura Toshinori (1992): *Kyō no machiya* [Kyōtos *machiya*]. Kyōto: Tankōsha.
- Nishizawa, Hidekazu (1999): Vortrag über das Erdbebenverhalten von Holzhäusern. Kyōto: Gakugei Shuppansha, 13.02.1999.
- Noda, Hiroshi (1998): Keikan · kankyō mondai to toshi no seijuku-ka [Stadtbild- und Umweltprobleme und die Reifung einer Stadt]. In: Buk-

- kyō Daigaku Sōgō Kenkyūsho (Hg.): *Seijuku toshi no kenkyū: Kyōto no kurashi to machi* [Erforschung einer gereiften Stadt: Kyōtos Lebensweise und Stadt]. Kyōto: Hōritsu Bunkasha, S. 257–279.
- Peternolli, Giovanni (1996): Kyōto no imēji: Kako to genzai/Kyōto's Image: Past and Present. In: Peternolli, Giovanni und Motohiko Hashiramoto (Hg.) *Rekishi-toshi no mirai: Daiikkai kokusai shinpojiumu. The Future of Historic Cities: An International Symposium, Kyōto, 7th and 8th October 1995*. Kyōto: The European Cultural Institutes in Kyōto (Britain, France, Germany, Italy) and Kyōto City, S. 103–110.
- Rakuchū Hizakuri-tai (1999): *Kyōto gendai kenchiku homegoroshi* [Kyōtos moderne Architektur zu Tode gelobt]. Tōkyō: Yōsensha.
- Robertson, Jennifer (1992): *Native and Newcomer: Making and Remaking a Japanese City*. Berkeley: University of California Press.
- Romney, A. Kimball (1999): Culture Consensus as a Statistical Model. In: *Current Anthropology* 40, Supplement, S. 103–115.
- Romney, A. Kimball, Susan C. Weller und William H. Batchelder (1986): Culture as Consensus: A Theory of Culture and Informant Accuracy. In: *American Anthropologist* 88, S. 313–338.
- Sawa, Ryūken *et al.* (Hg.) (1984): *Kyōto daijiten* [Kyōto-Enzyklopädie]. Kyōto: Tankōsha.
- Shimamura, Noboru und Suzuka Yukio (1971): *Kyō no machiya* [Kyōtos machiya]. Tōkyō: Shikajima Shuppankai.
- Takamichi, Masai (1993): High Structures Lower Kyoto's Horizons. In: *Japan Quarterly* 40, S. 79–85.
- Tani, Naoki und Masui Masaya (Hg.) (1994): *Machi Gion matsuri sumai: Toshi sairei no gendai* [Stadt, Gion-Fest, Wohnungen: Gegenwart eines urbanen Rituals]. Kyōto: Shibunkaku Shuppan.
- Tatsumi Kazuo und Machiya-gata Shūgō Jūtaku Kenkyū-kai (Hg.) (1999): *Machiya-gata shūgō jūtaku: Seijuku shakai no toshin kyojū e* [Mehrfamilienhäuser im machiya-Stil: Für das Wohnen einer gereiften Gesellschaft im Stadtzentrum]. Kyōto: Gakugei Shuppansha.
- Ueda, Atsushi (1976): *Kyō-machiya: Komyuniti kenkyū* [Kyō-machiya: Community-Forschung]. Tōkyō: Shikajima Shuppankai.
- Ueda, Atsushi (1991): Can Kyoto Be Saved? In: *Japan Echo* 18, 2, S. 80–84.
- Ueno, Katsuyo, Kawagoe Kiyoko, Bandō Akiko und Murosaki Ikiko (1995): *Kyō ni hana hiraku: Josei no shiten ni manabu machizukuri* [In Kyōto öffnen sich Blüten: Stadtgestaltung aus der Perspektive der Frauen lernen]. Tōkyō: Domesu Shuppan.
- Vlastos, Stephen (Hg.) (1998): *Mirror of Modernity: Invented Traditions of Modern Japan*. Berkeley: University of California Press.
- Watanabe, Hiroshi (1994): Kyoto Fragments: Divisions and Discontinuities in an Ancient City. In: *Japan Quarterly* 41, S. 416–433.

- Yomiuri Shinbun Kyōto sō-kyoku (1994): *Kyōto: Kage no kenryokusha-tachi* [Kyōto: Seine Schattenherrscher]. Tōkyō: Kōdansha.
- Yoshino, Kosaku (1992): *Cultural Nationalism in Contemporary Japan*. London: Routledge.